

Grotthuss, Elisabeth

Die

Familie Runenthal,

oder:

Die Umtriebe der geheimen Gesellschaften.

Socialer Roman

von

Baronin Elisabeth von Grotthus.

Wien, 1869.
Verlag von Mayer & Compagnie,
Singerstraße, deutsches Haus.

Meiner geliebten

Gräfin Sophie Lynar

in

herzlichster Freundschaft

gewidmet.

Die Verfasserin.

Erstes Kapitel.

Die Werbung.

„Aber lieber Freund“ rief Baron Sonnenberg seinem alten Kriegskameraden dem Grafen Runenthal ganz entsetzt zu: „Wie kannst du nur ein solcher Thor sein, und ein Mädchen heiraten wollen, das um dreißig Jahre jünger ist als Du!“

„Aber wenn diese mich liebt!“

Paperlapap, ein Mädchen von zwanzig Jahren, einen Burschen wie Du! Nicht, daß Du nicht stattlich aussähest, das will ich damit nicht gesagt haben, Du bist noch ein verteufelt frischer Kerl, und nie werde ich vergessen, was Du vor fünfundzwanzig Jahren für einen prächtigen Kameraden abgabst, als wir die großmäulerischen Franzosen bei Aspern in die Flucht jagten. Trotzdem muß ich Dir aber jetzt die Hand meiner Nichte abschlagen. Wenn Theodora sich überhaupt verehlicht, so soll es nur mit einem jungen Manne geschehen. Was würden die Leute sagen, wenn sie erführen, daß General Sonnenberg seine schöne Nichte an einen 50jährigen Mann verheiratet hat? Da hieße es dann gleich: „Ja,

ja, der unbemittelte General ist nur zu froh, seine arme Nichte los zu werden.“ Nein, das kann ich nicht zugeben. „Nimm es mir nicht übel, Bruder, das Mädchen ist zu hübsch und zu jung für dich.“ Dies sagend polterte der ehrliche General, nachdem er seinem Kameraden kräftig die Hand geschüttelt, zur Thüre hinaus, und steuerte gerade auf eine andere zu, die er aber von innen verriegelt fand. „Theodora, Mädchen, mach auf, ich bin es, der alte Griesgram, der mit Dir reden muß.“ Der Riegel wurde rasch weggeschoben und Theodora lag an der Brust des alten Onkels, der sie zärtlich an sich drückte.

„Was, mein Kind! Thränen in diesen schönen Augen, wer hat es gewagt, meinen Liebling zu betrüben?“

„Du, geliebter Onkel,“ und sie verbarg ihr erröthendes Angesicht an seiner Schulter.

„Ich? ich habe Dich ja seit dem Frühstücke, wo nur von gleichgiltigen Dingen die Rede war, gar nicht gesehen!“

„Aber Du hast meine Hand dem Grafen Runenthal versagt.“

„Element, wie weißt Du das?“

„Ich habe — — — ich habe — — — ein ganz klein wenig,“ und das Mädchen schmiegte sich beschämt und verwirrt fester an den Onkel.

„Wohl gar gehorcht?“ und der Alte brach

in ein schallendes Gelächter aus. Theodora aber schlang ihren Arm um seinen Nacken und sagte in ihrer einschmeichelnden Weise: „Nicht wahr, Du bestehst nicht auf Deinem Worte?"

„Thörichtes Mädchen, Du willst doch nicht diesen alten Witwer heiraten, dessen Sohn bei weitem älter ist als Du?"

„Alt!" es ist mir nie eingefallen, Graf Runenthal für alt anzusehen, und wenn er es auch wäre, so besäße er doch, wie jetzt mein Herz."

„Ich verstehe Dich nicht, Du liebst ihn also wirklich?" „Nimm Dich in Acht, eine Selbsttäuschung wäre in diesem Falle ein großes Unglück." Da es aber keine war, verstand das junge Mädchen auch ihren Verwandten bald davon zu überzeugen, dem bei dieser Entdeckung ganz leicht um's Herz wurde. Er konnte also seinen Freund, den er hochschätzte mit der Hand seiner Nichte beglücken, ohne daß er für deren Zukunft zu zittern brauchte. Denn die Liebe die er in seiner Jugend für seine Magdalena so tief empfunden, diese Liebe, die ihn durchs ganze Leben begleitet, und vor Verirrungen geschützt, dieses selbe, schöne, heilige Gefühl, an das er so gerne zurückdachte, würde ja seine Nichte fürs ganze Leben mit einem hochherzigen Manne verbinden, und sie (daran zweifelte er nicht mehr) durch dieses Band beglücken. „Ja, wenn Du ihn liebst", sagte er, begreife ich, daß Du seiner Jahre nicht gedenkst, aber daß Du

einem alten Manne Deine Zuneigung geschenkt, will mir nicht recht eingehen. Als ich um meine Magdalena warb, war ich kaum um vier Jahre älter als sie, und das schien mir auch bis jetzt immer das rechte Verhältniß zwischen Mann und Frau.

Zweites Kapitel.

Die Hochzeit.

Da der General sich mit der Parthie, die Theodora machte, vollkommen ausgesöhnt, sollte die Hochzeit, wie Alles, was er unternahm, sehr rasch vor sich gehen. Sechs Wochen nach dem Erzählten wurden sie an einem schönen Maitage in St. Pölten getraut. Die halbe Stadt hatte sich im Dome zusammengedrängt. Alles war von der Anmuth der Braut und der edlen, stattlichen Haltung des Bräutigams entzückt. Bald aber wurde die Aufmerksamkeit der Menge in einem so hohen Grade auf zwei andere Personen gelenkt, daß sie darüber die Neuvermählten zum Theil zu vergessen schien. Der eine, der Sohn des Grafen, ein 24jähriger junger Mann, der sich vom Trau-Altare so weit als möglich entfernt hielt, richtete nach demselben unmuthige und kummervolle Blicke.

Er hatte seine Mutter, die vor ungefähr

sechs Jahren verschieden, schwärmerisch geliebt, und jetzt vermählte sich sein Vater mit einer Andern! Er hatte also seine geliebte Mutter vergessen, da er diese junge schöne Frau in alle ihre Rechte einsetzen wollte? Dieser Gedanke war ihm fürchterlich. Er hätte die Stiefmutter, die er in seiner Kindheit viel gekannt, und gern gehabt, jetzt hassen mögen. Jeder liebevolle Blick, mit dem sein Vater sie ansah, war ein neuer Dolchstich für sein gefoltertes Herz. Da er zu jenen Leuten gehörte, deren Gedanken sich leicht auf ihrem Gesichte entziffern lassen, war es kein Wunder, daß die neugierige Menge, von der die Meisten ihn gut kannten, die Aufmerksamkeit von den Verlobten auf ihn richtete. Diese theilte sich bald zwischen Letzterem und der reizenden Tochter des Generals, die den seinen ganz entgegengesetzte Gefühle zu empfinden schien. Ja Therese war über das Glück der Cousine hoch erfreut. Ihr war es eine besondere Freude, sich in ihrer Eigenschaft als Brautschwester, so viel als möglich dem Paare nähern zu dürfen. Leider dauerte ihr Entzücken nur bis zu dem Momente, wo die Ringe gewechselt wurden. Da zuckte sie, wie auch die Neuvermählten und so viele Andere, bei Karls tiefem Seufzer, der mehr einem Stöhnen glich, überrascht und schmerzlich zusammen. Alles wandte sich jetzt unwillkürlich nach der Seite, von wo der Ton gekommen. Der Jüngling hatte sich todtenbleich an die

Wand gelehnt, und drückte die Hand auf's laut-pochende Herz. So stand er da, ein Bild des tiefsten Jammers. — Therese, die eine herzliche Theilnahme für ihn empfand, fühlte in diesem Augenblicke ihre ganze Freude schwinden. Sie begriff die Gefühle des jungen Mannes. Auch sie würde unaussprechlich leiden, wenn ihr Vater ihr die geliebte, so lange beweinte Mutter ersetzen wollte. Heute konnte sie sich nur noch mit diesem Gedanken beschäftigen, und als Theodora sie beim Abschiede herzlich umarmte, erwiederte sie den schwesterlichen Kuß mit weniger Innigkeit, als sie sonst wohl gethan. Dem neuen Vetter war sie ordentlich gram. Auch dieser war nicht mehr so freudestrahlend. Der Schmerz des Sohnes hatte ihm wehe gethan. Jetzt suchten seine Blicke ihn vergebens. Er mußte, ohne diesem Lebewohl gesagt zu haben, den Wagen besteigen, der ihn und seine junge Frau nach seinem Schlosse Lilienthal in der Nähe Herzogenburgs bringen sollte.

Der gute General war über Alles das sehr ungehalten. „Potz Wetter", brummte er, als er mit seiner Tochter durch die Straßen St. Pöltens fuhr, um diese zu den englischen Fräulein, dem Orte ihrer Erziehung, zu begleiten. „Das hat man davon, wenn man einen alten Witwer heiratet, der einen widerspenstigen Sohn hat. Das sage ich Dir, Mädchen, daß Du hierin Deiner Cousine nicht nachahmst."

„Ach Väterchen, darüber kannst Du vollkommen ruhig sein. Ich möchte Niemand ein solches Leid zufügen, wie heute dem armen Karl geschehen und überdieß begreife ich Theodorens Geschmack nicht. Mir wäre auf jeden Fall der Sohn“ — dieser Satz wurde durch das Stillstehen des Wagens unterbrochen.

Therese mußte sich nun von ihrem lieben Vater trennen, der das weinende Mädchen nur durch die Versicherung trösten konnte, daß sie in einem halben Jahre die Erziehungs-Anstalt mit seinem Hause vertauschen würde. „An Deinem siebzehnten Geburtstage sollst Du mir ganz zurückgegeben werden.“ „Ich will in meinem öden Hause wieder durch ein junges Gesicht und ein fröhliches Lachen erfreut werden.“ Diese Worte trösteten bald Theresen. „Armer Karl! wer tröstete Dich in Deinem Kummer?“ Aber hören wir ihn selbst darüber reden.

Karl Runenthal an Eduard Runenthal.

St. Pölten, 10. Mai.

Lieber Vetter!

Erst heute, acht Tage nach der Trauung meines Vaters, kann ich Deine Frage beantworten. Du willst, daß ich Dir von der Trauung und überhaupt von meiner Stiefmutter spreche.

Man sieht, daß Du Deine Mutter früh verloren, sonst könntest Du nicht ein solches Be-

gehren an mich richten. Ich habe gelitten, unaussprechlich gelitten, als ich meinen Vater mit einem vor Liebe und Glück strahlenden Gesichte die Kirche betreten sah. Auch sie! dieses junge Mädchen, mit der ich als Kind so oft gespielt, die von meiner verstorbenen Mutter so viel Güte empfangen, die dann später über deren Tod so heiße Thränen vergossen, Diese selbe Theodora konnte sich einfallen lassen in die Rechte ihrer Beschützerin, einer Heiligen treten zu wollen. Sie wußte, daß Sie dem Sohne dabei das Herz brach. Aber das kümmerte sie nicht, die arme Theodora Sonnenberg wollte durchaus reiche Gräfin Runenthal werden.

Doch nein! Ich thue ihr Unrecht. Solche Beweggründe darf ich ihr, die sich immer edel benommen, nicht zuschreiben. Sie wollte vielleicht nur ihrem unbemittelten Onkel eine Last abnehmen, oder sollte sie meinem Vater aus wahrer Anhänglichkeit die Hand gereicht haben? Sie empfand immer eine hohe Verehrung für denselben; dann wird sie ihn auch glücklich machen. Und ich egoistischer Thor, statt meinem guten Vater dieses Glück zu gönnen, habe nur meine Gefühle im Auge, und überlasse mich einem Kummer, der ihn beleidigen muß.

Wie rücksichtslos habe ich mich bei der Trauung benommen! Ich verließ die Kirche, ohne ihm Lebewohl gesagt zu haben. — — — — —

Ein stundenlanger Ritt, der meinen Körper ermüdete, war allein fähig, meine stürmischen Gefühle in etwas zu beruhigen. Wie habe ich durch dieses Benehmen mich und meinen Vater blosgestellt! Was für Glossen mögen die Bekannten jetzt darüber machen!

Als ich spät Abends, sehr ermüdet meinen Heimweg antrat, mußte ich an des Herrn Sonnenbergs kleiner Besitzung vorüber. — Du weißt, daß sie ganz in der Nähe der Stadt liegt. Er saß mit einem recht betrübten Gesichte vor seiner Thüre und schmauchte sein Pfeifchen. Mir war der Gedanke, ihm zu begegnen, ihm, der diese Parthie zugegeben, höchst zuwider.

Ich gab also meinem Pferde die Sporen, um so rasch als möglich an seinem Hause vorüber zu kommen. Er aber sprang in seiner hastigen Weise auf, indem er mir ein donnerndes „Halt!“ zurief. Auf mich machte dies weniger Eindruck als auf mein Pferd, das gewohnt war an diesem Hause stehen zu bleiben. Ich konnte das dumme Thier nicht gleich zum Weitergehen bewegen; unterdessen war der General an mich herangetreten, und, mir die Hand reichend, sagte er mit bewegter Stimme: „Hätte ich Dir, mein armer Junge, dieses ersparen können, ich hätte es gern gethan.“ Dann sich schnell abwendend, ging er ins Haus.

Die Theilname eines so braven Mannes that mir wohl. Ich dachte mit Wehmuth an die trauten Stunden, die ich in seinem Familienkreise zugebracht. An Theodora, die ich so lange als eine Schwester betrachtet, und die jetzt meine Stiefmutter geworden, und an die heitere kleine Therese, die mir in der Kirche einen solchen Blick der Theilnahme zugeworfen.

Mein Herz gab sanfteren Gefühlen Raum. Ich empfand Reue, den Vater durch meine schnelle Flucht betrübt zu haben. Gern wäre ich den folgenden Tag zu ihm geeilt, um seine Verzeihung zu erflehen, da mich aber der Dienst hier festhielt, bat ich schriftlich darum.

Gestern endlich erhielt ich von meinem Major die Erlaubniß, den Tag bei ihm zuzubringen. Wie liebevoll nahm er mich auf! Er schien mein Betragen in der Kirche ganz vergessen zu haben. Auch Theodora bemühte sich auf alle Weise sanftere und versöhnliche Gefühle in mir zu erwecken. Es gelang ihr auch zum Theil; nur als ich meinen gewöhnlichen Besuch in der Familiengruft abstattete, und an dem Sarge meiner Mutter kniete, erwachten wieder bittere Gefühle in mir.

„O Mutter, wie hat man Dich vergessen!“ rief ich laut, indem ich meine Lippen auf ihren Sarg drückte, da umfingen mich zwei liebevolle

Arme und ich lag an dem Herzen meines Vaters. Mein guter, guter Vater! Welch eine edle Seele wohnt in ihm! Nein! er hat die Verstorbene nicht vergessen, selbst, wenn er sich mit einer Andern verbunden! Seine Liebe zu mir zeigte sich recht in diesem Augenblicke. Sie wird mich immer beglücken. Ehe wir diese, mir so heilige Stätte verließen, erhoben wir alle drei (denn auch Theodora hatte sich zu uns gesellt, unsere Seelen zu Gott. Seit diesem Augenblicke bin ich um vieles ruhiger. Ich habe mich in Gottes Willen ergeben. Ich bin überzeugt, daß auch die Abgeschiedene sich über des Vaters Glück freut.

Dieser ladet Dich auf's freundlichste ein, ihn im Juli in Lilienthal zu besuchen, wo auch ich meinen sechswöchentlichen Urlaub zubringen werde.

Es hofft also auf ein baldiges Wiedersehen

Dein Karl.

Drittes Kapitel.

Krankheit und Wiedersehen.

Dieses Wiedersehen konnte jedoch nicht im Juli gefeiert werden, denn die schreckliche Cholera war Ende Juni mit solcher Macht in jenen Gegen-

den ausgebrochen, daß Niemand Lust verspürte dieselben zu besuchen; es floh vielmehr Alles, was fliehen konnte in gesündere Regionen.

Auch Graf Runenthal und der General wurden beredet dasselbe mit den Ihrigen zu thun, aber Keiner von ihnen war dazu zu bewegen, ja, sie äußerten, daß ihre Stelle bei ihren armen Bauern wäre, die sie gerade in dem Momente zu pflegen und zu trösten hätten.

Karl's Herz, das sich in der letzten Zeit schon sehr zu seiner Stiefmutter geneigt, die ihn mit steter Güte und warmer Herzlichkeit behandelt, empfand jetzt eine wahre Hochachtung und Verehrung für Diejenige, die er an jedem Kranken- und Sterbebette zu finden gewiß war.

Welche christliche Liebe malte sich auf ihrem holden Gesichte, wenn sie, über ein Schmerzenslager gebeugt, dem armen Leidenden Worte des Trostes und der Theilnahme spendete.

Sie und ihr edler Gatte hatten verstanden, durch ihr Beispiel alle Scheu vor der Ansteckung zu beseitigen, so daß kein Kranker sich über Lauigkeit oder gar Vernachlässigung der Pflege seitens der Seinen beklagen konnte, was doch so oft in anderen Gegenden der Fall war.

So durchlebte man in Angst und Sorge den Juli und August. Endlich konnte man sich mit Thränen der Freude sagen, daß die Krankheit von

ihrer Bösartigkeit und Heftigkeit verloren. Da erscholl eines Tages die Schmerzenskunde, daß der edle Graf an dieser fürchterlichen Krankheit darniederliege.

Wie bebten in Angst und Furcht die Herzen der armen Landbewohner, die ihm innig zugethan, und die er in der schlimmen Zeit durch seine Freundlichkeit und Mildthätigkeit so sehr getröstet. Alles lief in die Kirche, und bat mit überströmenden Augen den barmherzigen Gott ihnen ihren vielgeliebten Herrn zu erhalten.

Was aber empfanden Karls und Theodoras liebevolle Herzen, als sie den, den sie so liebten und bewunderten, so sehr leiden sahen. Der Arzt, der gleich gerufen worden, schüttelte bedenklich den Kopf, und meinte, er hätte nie geglaubt, daß die Krankheit noch so heftig auftreten würde; der Kranke aber, der sich durch den Empfang der heiligen Sakramente zum Tode vorbereitet, war vollkommen in den Willen Gottes ergeben. Ein Glück für ihn, daß er gleich beim Ausbruche der Krankheit nach dem Priester verlangt. Denn einige Stunden später verlor er die Besinnung. Wie schrecklich war es für die Umstehenden, diesen milden immer so ruhigen Mann jetzt wilde Phantasien ausstoßen zu hören.

Armer Karl! arme Theodora! Auch der General war herbeigeeilt, sobald er von der Krank-

heit seines alten Kameraden gehört. Jetzt kniete er mit den Uebrigen an dem Bette des Leidenden. Welch heiße Gebete wurden nicht für diesen zum Himmel gesendet. Durch die offenen Fenster, denn der Kranke rief beständig nach Luft, drangen deutlich Orgeltöne, wie auch die vielstimmigen Gebete der Menge, die sich in und vor der kleinen Schloßkapelle versammelte. „Herr erbarme dich unser!" „Verschone uns, o Herr!" „Maria, Mutter Gottes bitte für uns!" wurde deutlich bis ins Krankenzimmer gehört. Die dort Anwesenden stimmten andächtig in die schöne Litanei.

Das Gebet so Vieler drang zu Gottes Ohr. Der, welcher gesagt: „Wo zwei oder drei in meinem Namen sich versammeln, da bin ich mitten unter ihnen," war seinen leidenden Kindern, — wie immer so auch jetzt ein barmherziger Vater. Er erhörte ihr Flehen und schenkte ihnen das Leben, für das sie so angstvoll baten.

Der Graf genas, aber so langsam kehrten seine Kräfte zurück, daß die Aerzte es für nothwendig hielten, ihn im Herbste nach Italien zu senden, wo er den ganzen Winter bleiben sollte. Er gehorchte ihnen mit schwerem Herzen, denn die Trennung von seinem Sohne, und seinem geliebten Lilienthal wurde ihm sehr schwer. Auch Theodora schied ungern von ihrem Onkel, und ihrer kleinen Cousine, die im November die Erziehungs-Anstalt



verlassen, und die sie gehofft, den Winter viel bei sich zu sehen; Karl aber, der sich während der Krankheit des Vaters noch wärmer an diesen und an die Stiefmutter geschlossen, empfand jetzt einen großen Kummer über die Trennung von ihnen, gern hätte er sie, wenn ihn der Dienst nicht zurückgehalten, nach Italien begleitet. Das sagte er auch beim Abschiede dem Vater: „Nach Neujahr aber, fügte er hinzu, hat mein Major mir einen Urlaub versprochen, nichts soll mich dann abhalten, Euch, Ihr Geliebten, in Florenz zu besuchen;“ dann der Stiefmutter Hand an die Lippen drückend, fügte er mit bebender Stimme hinzu: „Verzeihe meine Ungerechtigkeit, geliebte Theodora, ich sehe ein, wie falsch ich Dich beurtheilt.“ Mit Thränen in den Augen und Dankbarkeit im Herzen, schied er nun von der, die er vor einigen Monaten noch zu hassen wähnte.

General Sonnenberg, der dem jungen Manne immer eine zärtliche Zuneigung gezeigt, war jetzt seine liebste Gesellschaft. Es verging selten ein Tag, an dem er ihn nicht besucht.

„Fly,“ wurde nie mehr angespornt an diesem Hause vorüber zu galoppiren, ohne ein wenig auszurasten. Er erfuhr auch, wie sein Herr stets eine sehr freundliche Aufnahme, und große Gastfreiheit, denn wenn die Zeit es nicht erlaubte, ihn zu des Generals Bucephal in den Stall zu führen, erhielt

er sein Bündelchen Heu vor dem Hause, womit er nicht schlecht zufrieden war. Was den Herrn anbelangt, so brachte er jeden freien Abend bei seinem alten Freund zu, der ihn auch öfter zum Speisen einlud.

Eines Abends (es war der letzte Oktober. — Karl hatte den General ungewohnter Weise seit zwei Tagen nicht gesehen), erhielt er von demselben eine schriftliche Einladung für den folgenden Tag. — Wie groß war seine Freude und sein Erstaunen, als er, vom Pferde springend, am Fenster das reizende blonde Köpfchen Theresens erblickte, deren schöne blaue Augen ihm schüchtern und doch schelmisch entgegenlächelten.

Mit einem Sprunge stand er neben ihr, faßte freudig ihre Hand, und drückte sie auf die alte herzliche Weise. Er hatte in diesem Augenblicke ganz vergessen, daß das zwölfjährige Mädchen, mit der er viel gespielt, und die er oft geneckt, jetzt zu einer schönen sechzehnjährigen Jungfrau herangewachsen war. Bald aber erinnerte die holde Verwirrung des Mädchens und das frohe Gelächter des Vaters ihn daran. Unwillkürlich ließ er ihre Hand sinken, und betrachtete die Erröthende mit freudigem Erstaunen, das bald in Bewunderung überging. So schön hätte er nie geglaubt, daß seine kleine Gespielin, wie er sie ehemals nannte, werden würde.

Freilich hatte er sie schon vor einem halben Jahre bei der Trauung seines Vaters erblickt, aber seine Gefühle befanden sich damals in solch einem Chaos, daß er fast blind für die äußere Welt schien, wenigstens war ihm alle Urtheilskraft genommen. Er sah, ohne zu gewahren, und wenn er auch später die Scene von damals in der Erinnerung zurückrief, und ihr Bild ihm nicht mehr als das eines Kindes entgegentrat, so geschah dies doch so undeutlich, daß er sich eigentlich nie davon Rechenschaft geben konnte. Jetzt aber drang es, in seiner ganzen Lieblichkeit, durch die Augen ihm tief in das Herz, aus dem es nie mehr weichen sollte.

Viertes Kapitel.

Ein Abschied nicht ohne Hoffnung.

Von nun an theilte Karl seine ganze Zeit zwischen seinem Dienste und der Familie des Generals.

Seine Kameraden suchten umsonst ihn durch Neckereien wieder für sich und ihre Gesellschaft zu gewinnen. Karl aber schien nur eine Freude und einen Weg zu kennen, nämlich den, zu der kleinen Besitzung seines alten Freundes, der, wie man sich

leicht denken kann, nicht der Hauptmagnet für ihn war. Die Abende, die diese drei glücklichen Menschen mit Lesen, Musiziren und Plaudern zubrachten, waren so traulich, daß der General mehr als einmal entzückt ausrief: „O wie erinnert mich die jetzige Zeit an die, welche ich mit meiner Magdalene verlebte.“ Dabei umarmte er herzlich seine Tochter, die ihm, so jung sie war, doch seine Häuslichkeit so angenehm einzurichten verstanden. Auch Karl schrieb nur ihr sein neues Glück zu. Beide dachten nicht, daß auch ein Jeder von ihnen sein Schärflein zur Unterhaltung beitrage, denn sie sahen nur sie, die ihnen jedoch mehr Gerechtigkeit wiederfahren ließ, wie man aus ihrem Briefe an Theodora deutlich ersehen wird. Sie sagte nämlich unter anderem:

„Ich hätte nie geglaubt, daß man so glücklich sein könne, als ich es jetzt bin. Mein lieber Vater hat nur Einen Gedanken und Einen Wunsch, nämlich den, mich zu erfreuen, und da ich in Deinem liebenswürdigen Stiefsohne einen alten lustigen Spielkameraden wiedergefunden, vergeht mir die Zeit so heiter und angenehm wie möglich. Das Wetter ist trotz der vorgerückten Jahreszeit noch sehr schön, so daß wir weite Partien zu Wagen und zu Pferde machen können. Hörst Du? zu Pferde! denn der gute Papa hat mir zu meinem Geburtstage ein schönes Reitpferd geschenkt.

Er und Karl geben sich viele Mühe, aus mir eine vollendete Amazone zu machen, sie sagen, ich hätte alle Anlagen dazu, da ich in drei Wochen schon so große Fortschritte gemacht. Gestern machten wir unsern weitesten Ausflug zu Pferde, es war nämlich nach dem Schloß B., das wie Du Dich wohl erinnern wirst, auf dem Berge liegt, und welches wir so oft zusammen aus der Ferne bewunderten, das aber leider im Winter nie bewohnt ist.

Hoffentlich werde ich im Sommer die Freude haben, dessen Bewohner, die man sehr liebenswürdig nennt, kennen zu lernen. Der Park ist nicht sehr groß, aber geschmackvoll angelegt, man sagt, er sei ganz das Verdienst der Gräfin, die den Plan dazu entworfen. Es befinden sich daselbst hübsche Lauben, und ein sehr nettes kleines Gartenhaus, das der gefällige, aber etwas redselige Schloßverwalter uns gerne öffnete.

Wie glücklich müssen doch die Leute sein, die eine so hübsche Besitzung haben, nicht allein der Bequemlichkeit und Annehmlichkeit wegen, aber wie viel Gutes können sie mit ihrem Gelde thun. Das soll auch die Herrschaft hier beweisen. Doch wem sage ich das — Dir meine Theodora, die Du ähnliche Herrlichkeiten besitzest, und einen so schönen Gebrauch davon zu machen verstehest.

Ungefähr so dachte ich, als ich durch die

Fenster des Gartenhauses auf die schönen Anlagen blickte. Da wurde ich plötzlich durch ein fürchterliches Brummen und Bellen aus meinen Träumereien aufgeschreckt. Ich wandte mich schnell um und gewahrte meinen lieben Castor in einem mörderischen Gefechte mit einem großen schwarzen Hunde, der sicher seinen schwächeren Gegner überwunden hätte, wenn der alte Schloßverwalter ihn nicht hastig durch Wort und That zurückgehalten.

„Aber Hektor," sagte er mahnend, als der Streit geschlichtet war, „schämst du dich nicht, einen so viel kleineren Hund anzugreifen! Was würde die Gräfin sagen, wenn sie dein Betragen erführe?"

Dieser „Speech" schien keinen großen Eindruck auf den Helden Trojas zu machen, desto mehr aber ein Stück Zucker, das ich für mein Pferd eingesteckt, und jetzt dem Sieger Castors überreichte. Wir waren bald so gute Freunde, daß Castors Eifersucht leicht eine neue Schlacht herbeigeführt hätte. Da hielt ich es denn fürs Beste, meinen Brigliadoro, (so hat ihn Karl benannt) mit dessen Hilfe wieder zu besteigen. Er meint, daß ich den Sprung von seiner Hand auf das Pferd sehr graziös mache. Den Abend brachten wir wie alle andern höchst gemüthlich zu. Karl liest uns jetzt Tasso's befreites Jerusalem in der Ursprache vor. Seine Stimme ist



wohlklingend und seine Art zu lesen sehr angenehm; da er das Italienische um so vieles besser kennt, als ich, ist er mein lebendiges Dictionnaire.

Oft nehme ich ihm das Buch aus der Hand, um ihn abzulösen, dann kommen mir aber die Gedanken, und die Sprache des Poeten minder schön vor, als wenn er ihn vorträgt. Wenn wir bemerken, daß die Lecture anfängt, den Papa zu ermüden, so erwecken wir seine Geister durch ein munteres Lied, oder eines seiner Lieblingsduette; Karl zieht bei Weitem die Duette den Liedern vor. Er sagt, daß mein Sopran gar gut zu seinem Bariton paßt, auch im Gesange kann ich viel von Ihm lernen, denn er ist wirklich Meister darin.

Weißt Du, daß er nicht allein sehr hübsch malt, sondern auch vortrefflich porträtirt? Er hätte gern mein Gemälde gemacht, Papa aber meinte, daß er besser thäte, das seinige zu malen, was er denn auch sehr bereitwillig für mich anfing. Ich glaube es wird sehr ähnlich, und freue mich unendlich darauf. Väterchen ruft, und ich muß schließen. Gehabe dich wohl, und denke

an Deine

Therese.

Da diese Drei glücklich und zufrieden waren verging ihnen auch die Zeit so rasch, daß Weihnachten im Fluge an- und vorüberzog. Man war schon im Februar, ohne daß Karl an sein, dem Vater gegebenes Versprechen gedacht hätte, nämlich ihn in Italien zu besuchen; als er eines Tages einen Brief von demselben erhielt, in welchem er ihn daran mahnte.

„Ja der Vater hat recht, ich sollte schon bei ihm sein. Der gute Vater sagt, er sehne sich nach mir. Ich darf nicht länger zögern.“ Dies sagend griff er schnell nach Hut und Degen, und begab sich schleunig zu seinem Major, den er um einen Urlaub ersuchte. Dieser wurde ihm auch gleich bewilligt.

In acht Tagen sollte er abreisen, sich von seinen Freunden trennen. Mit schwerem Herzen bestieg er sein Pferd, um ihnen dieses mitzutheilen.

„Was ist Ihnen, Vetter Karl,“ rief Therese ihm ganz erschreckt entgegen, als sie den traurigen Ausdruck auf seinem Gesichte gewahrte.

„Nichts, gar nichts.“

„Unmöglich!“ sonst hätten Sie nicht ein solches Leichenbittergesicht.

„So, habe ich das?“ erwiederte er mit Empfindlichkeit, denn die etwas leichtsinnige Weise, in welcher Therese über seinen Kummer sprach, hatte ihn verletzt.



„Nun so paßt es nicht für das eines zärtlichen Sohnes," fügte er hinzu, „denn ich habe die Absicht in acht Tagen abzureisen, um meinen geliebten Vater wiederzusehen."

Der Ausdruck in Theresens Zügen änderte sich urplötzlich, und schien sich in denen des jungen Mannes abgespiegelt zu haben. Große Thränen traten ihr in die Augen, die sie bemüht war zu verbergen, indem sie ans Fenster ging und eifrig hinaus zu blicken schien.

Karl hatte sie aber bemerkt, eine unsägliche Freude bemächtigte sich seiner; „wenn ich ihr gleichgiltig wäre, würde sie nicht um mich weinen" rief es jubelnd in seinem Herzen, dann rasch zu ihr tretend, ergriff er ihre Hand, indem er zärtlich sagte: „Meinem geliebten Mühmchen ist meine Abreise also nicht ganz gleichgiltig?"

Therese war glücklicherweise durch das Eintreten ihres Vaters einer Antwort überhoben, und verließ sobald es ihr möglich, das Zimmer. Der General aber sagte, den jungen Mann mit einiger Strenge anblickend: „Ich hoffe, daß Du dem Mädchen keinen Unsinn in den Kopf setzest, was bedeutet diese Aufregung, in der ich Euch beide erblicke?"

Karl erzählte ihm freimüthig den ganzen Hergang und schloß mit der Bitte um die Hand der Tochter.

„Du weißt, lieber Junge, wie gern ich Dich habe, und kannst mir glauben, daß mir kein Eidam lieber wäre als Du. Zwei Bedingungen muß ich jedoch an meine Einwilligung knüpfen; die eine nämlich, daß dein Vater gegen diese Wahl nichts einzuwenden habe, und die zweite, daß Du Dich und meine Tochter während zweier Jahre für ungebunden ansehest; wenn Du aber nach Ablauf dieser Zeit noch ebenso denkst, und Therese Dir gewogen ist, so werde ich gern meinen Segen zu Eurer Verbindung geben, die, wie ich hoffe, unser Aller Glück begründen wird. Vorher aber kein Wort zu Ihr! das mußt Du mir versprechen."

Was auch Karl thun mochte, um den General zu bewegen, die Frist, die ihm so lange dünkte, abzukürzen, — es war umsonst! der Alte unerbittlich.

„Das Mädchen ist zu jung, und weiß noch nichts vom Leben. Sie versteht ihr eigenes Herz nicht, wie soll sie es verschenken? Uebrigens muß sie noch etwas von der Welt kennen lernen, ehe sie diesen wichtigen Schritt thut."

Bei diesem Ausspruche mußte es bleiben. Karl reiste ab, ohne daß sein Mühmchen, wie er Theresen nannte, etwas von seinem Geheimnisse geahnt.

Wie ganz anders hätte sie eine Trennung von ihm ertragen, wenn ihr dieses bekannt gewesen!

Wie hoffnungsvoll einem Wiedersehen entgegengeblickt, das sie als den Vorboten einer schönen Zukunft betrachtet hätte! Aber jetzt, wo sie sich so etwas gar nicht träumen ließ, schien ihr dieselbe fast unerträglich. Freilich suchte sie, ihren Kummer ihrem lieben Vater zu verbergen, indem sie, wie früher, sich um ihn bemühte, und ihren Pflichten und Beschäftigungen nach wie vor oblag, aber ihre Wangen wurden bleicher, und die Augen verloren von ihrem Glanz.

Der Vater bemerkte dieses mit Unruhe. Daß sie ihren Adoptiv-Vetter gerne hatte, war ihm schon ganz lieb, aber daß das sechzehnjährige Mädchen ihr Herz schon so hatte einnehmen lassen, wollte ihm nicht gefallen.

Was, wenn Karl doch während der zwei Jahre, einer Andern begegnete, die ihn seine erste Liebe vergessen ließe? Sollte da seiner geliebten Tochter Glück zerstört sein? „Hätte ich nicht besser gethan, eine kürzere Frist fest zu setzen?“

„Doch nein!“ kann Karl überhaupt mein Kind vergessen, so ist es besser, sie jetzt durch diese Prüfung gehen zu lassen, als vielleicht später ihr Herz brechen zu sehen.“ Er verschloß also seine Lippen, die sich schon geöffnet, um sie mit einer Hoffnung für die Zukunft zu trösten.

Aber bald sollte ihr doch eine von einer andern Seite werden.

Sie erhielt nämlich einen Brief von Theodoren, die von Karls glücklicher Ankunft in Florenz, sowie von der Bewunderung sprach, mit welcher er sich über Theresen geäußert. Dann erzählte die Unvorsichtige, wie seine Gedanken, trotz allem Neuen und Schönen, das er in der Ferne erblickte, immer und immer wieder zur ihr und ihrem Vater flogen.

„Ich fürchte, er ist mehr bei Euch, wie bei uns," fügte sie hinzu. „Dante's Wiege, nach der er sich doch so oft gesehnt, scheint jetzt keinen besonderen Reiz für ihn zu haben. In der That, man sollte glauben, daß St. Pölten mehr Anziehungskraft für ihn hat, als diese.

Nun, der Geschmack ist verschieden. Ich für meinen Theil halte es mit Florenz. Hoffentlich werden Neapel und Rom, wohin wir in Kurzem gehen, einen günstigeren Eindruck auf ihn machen."

Dieser Brief war ein heilender Balsam für Theresens Herz. Er hatte sie also nicht vergessen! Er dachte an sie, sehnte sich wohl gar nach ihr! das tröstete sie über ihre einförmige und traurige Gegenwart. Sie söhnte sich jetzt mit seiner Reise aus, denn durch dieselbe hatte sie ja erfahren, wie lieb sie ihm war. Dieser Gedanke gab ihr ihre ganze frohe Laune zurück. Der General vermißte nicht mehr die Rosen auf ihren Wangen; ihre Augen blickten so schelmisch und lebhaft wie ehemals.

Kurz ihm war sein heiteres glückliches Kind wiedergegeben.

„Gott sei Dank!" rief es in seiner Seele! „Aber was kann das Mädchen so verwandelt haben?" fragte er sich erstaunt, denn Therese hatte aus mädchenhafter Schüchternheit des Briefes Theodorens nicht erwähnt.

„Sind doch die Frauenzimmer wandelbares Volk?" brummte er vor sich hin. „Was war denn eigentlich in das Mädchen gefahren, als sie so bleich und traurig einherschlich? Karls Abwesenheit kann es nicht gewesen sein, denn die wird noch lange fortdauern, und doch ist sie ganz plötzlich munter geworden." Der gute Mann, obzwar zwanzig Jahre mit seiner Magdalena verheiratet, kannte noch immer nicht das weibliche Herz.

Fünftes Kapitel.

Auf Reisen.

Karl schien in der That größeres Wohlgefallen an Neapel und später an Rom, als an Florenz zu finden. Wir schwärmen uns manchmal in eine Vorstellung hin, die, wenn sie einen Körper annimmt und uns entgegentritt, unseren Erwartungen keineswegs entspricht. So ging es denn

auch unserem jungen Reisenden. Es war nicht allein die Sehnsucht, Theresen wiederzusehen, die ihn so kalt für die Schönheiten der Stadt ließ, über die sein Lieblingsdichter so viel geweint, sondern auch die wahre Enttäuschung, die gewöhnlich über uns kömmt, wenn wir in der Einbildungskraft eine Idee zu heiß erfaßt.

Es war nicht das Florenz der Guelfen und Ghibellinen, worin so viele Unthaten, aber auch so große Dinge geschehen. Er fand zwar eine interessante Stadt, in einem schönen Lande, und malerischer Umgebung, aber es war nicht mehr die Vaterstadt, die der große Dichter so geliebt, und nach der er sich so sehr gesehnt. Das erkältete unwillkürlich Karls Sympathien für dieselbe.

Mit Neapel und Rom war es etwas anderes, für das erstere hatte er sich nie enthusiasmirt, und fand sich daher jetzt von dessen heiteren und beweglichen Einwohnern und von der Großartigkeit des Meeres im höchsten Grade angezogen. Rom aber wird, auch wenn es zu einem Dörfchen zusammenschmelzen könnte, immer der Brennpunkt und die Sehnsucht der ganzen katholischen Welt sein.

Hier fühlt er sein Herz wärmer schlagen; es schien ihm, daß sein Glaube an Festigkeit und Glut zunähme, — das Senfkörnlein erwuchs hier zu einem kräftigen Baume; und als er endlich das

Glück hatte, vor das Angesicht des hl. Vaters zu treten, „der Säule des Glaubens“ wie Gregor XVI. wohl genannt werden kann, da vergaß er sich selbst, seine kleinen Leiden und irdischen Hoffnungen, und dachte nur an Eins, nämlich an den sicheren Hafen, in den seine Seele einzulaufen habe.

Von diesem Augenblicke an bis zu seinem Tode mühte er sich beständig, dem Irdischen nicht zu viel Raum in seiner Seele zu geben. Doch erst hatte er mit diesem einen schweren Kampf zu kämpfen, denn seine Gefühle waren heftig und leicht wurde er von denselben fortgerissen. Auch gelang es ihm wie wir sehen werden, nicht immer, Herr über dieselben zu bleiben.

In dieser Stadt traf er mit seinem Vetter Eduard zusammen, mit dem er, ehe er in den Militärstand eintrat, mehrere Jahre im Theresianum zugebracht, und immer gute Kameradschaft gehalten; doch war dessen Charakter dem seinen ganz unähnlich.

So schwärmerisch und beweglich der Eine, so kalt und nüchtern erschien der Andere.

Karl, wenn man ihm beweisen konnte, daß er sich irre, stand von seiner Meinung ab. Eduard hingegen, dem die Seinen in der Jugend schon viel Weihrauch gestreut, glaubte nie Unrecht zu haben. So kam es auch, daß man für Eigensinn hielt, was eigentlich Eitelkeit war. Er glaubte eben fest

an seine Unfehlbarkeit, und konnte deßhalb nie von seiner einmal gefaßten Meinung abgebracht werden, daher er denjenigen, denen er nicht Sand in die Augen streute, leicht unausstehlich wurde. Größtentheils jedoch imponirte er den Leuten. Er hatte wirklich viel Verstand und Wissen, und ein feines Betragen, wodurch er seine hochmüthige Natur zu verbergen wußte. Diejenigen, die ihn liebten, wurden immer von ihm dominirt, denn da er nie nachgab, mußten es die Anderen.

Auch Karl, der ihm fast dieselbe Bewunderung gezollt, wie jener sich selbst, hatte in ihrer Studienzeit fast nur durch seine Augen gesehen. Jetzt freilich, wo sein Charakter gestählt, und seine Meinungen befestigt waren, hatte Eduard nicht mehr dieselbe Macht über ihn. Doch meinte sein Vetter noch immer, zu ihm hinauf sehen zu müssen. Daher vertrugen sie sich auch ganz gut; Eduard war gerne mit seinen Verwandten, die ein sehr hübsches Haus machten, und ihm noch andere Annehmlichkeiten des Lebens verschafften, denn obzwar keineswegs arm, hatte er nicht das große Vermögen seines Vetters zu erwarten, und war, da er sehr zur Oekonomie neigte, herzlich froh, mit ihnen alle Ausflüge zu machen, Theater und Galerien zu besuchen, ohne in seiner eigenen Börse schöpfen zu müssen.

So standen die Dinge, als Graf Runenthal

seinem Sohne erklärte, daß Geschäfte ihn plötzlich nach Oesterreich zurückriefen. „Du aber thätest gut, deinen Urlaub zu benützen, um nach Paris zu gehen, um so mehr, da ich mich noch nicht nach Lilienthal begeben kann, sondern erst einige Zeit in Wien bleiben muß, wo es im Mai recht traurig aussieht.“ Karl war mit diesem Vorschlage zufrieden. Denn da er nicht bei Theresen sein konnte, war es ihm auf jeden Fall lieber seine Reise noch weiter auszudehnen, besonders wenn sie ihn nach Paris führte, das er von jeher so sehr zu sehen gewünscht.

Da Graf Runenthals Geschäfte sehr dringend waren, trennten die Reisenden sich schon den folgenden Tag. Karl war erfreut, daß der Vetter sich entschlossen, ihn zu begleiten, und sprach sich auch so gegen diesen aus. „Mit Dir werde ich alles besser genießen können“, fügte er hinzu. „Da Du Paris schon kennst, bin ich überzeugt, daß Du diese Reise nur aus Liebe zu mir unternimmst, daher Du mir versprechen mußt, während der ganzen Dauer derselben, mein lieber Gast zu sein.“ Eduard weigerte sich anfangs von diesem großmüthigen Anerbieten Gebrauch zu machen; aber als der Vetter ihn versicherte, daß sein Vater es so gewünscht, und das Reisegeld für Beide in seine Hände niedergelegt, nahm er es mit Dank an, jedoch immer wie Jemand, der eine Gefälligkeit eher erweist, als erfährt.

Sechstes Kapitel.

Die Rettung des Kindes.

In Paris stießen unsere Reisenden auf einige Landsleute, denen sie schon in Florenz begegnet waren. Mit diesen verbanden sie sich um gemeinschaftlich alle Merkwürdigkeiten dieser Stadt und ihrer Umgebung zu besuchen.

Als sie eines Tages in eine entferntere Vorstadt ritten, hörten sie aus einem zweiten Stocke den Angstschrei einer Frau. Sie blickten hinauf und sahen wie eine junge Mutter ihr dreijähriges Kind, das sich zu sehr zum Fenster hinausgeneigt, und eben im Begriffe war, hinabzustürzen, einen Moment am Kleidchen festhielt. Das leichte Kleid riß — — — — — — — — — — — — die unglückliche Mutter sank besinnungslos ins Zimmer zurück. Karl der gerade unter dem Fenster stand, breitete unwillkürlich die Arme nach dem fallenden Kinde aus, das er auch so glücklich war, aufzufangen. Das Pferd aber, durch den Stoß, den es erhalten, scheu gemacht, begann in wilder Flucht durch die Straßen dahinzujagen; unser Held, der, indem er das Kind auffing, die Zügel hatte fallen lassen, konnte sie jetzt, wo er jenes hielt, nicht rasch genug wieder ergreifen, und da er, durch den Stoß

den er erhalten, schon halb aus dem Gleichgewichte gebracht worden, ward er nun durch das Ungestüm des Thieres ganz aus dem Sattel gehoben, und an ein naheliegendes Haus geschleudert. Seine Freunde fanden ihn besinnungslos und aus einer Kopfwunde blutend daliegen. Er hielt noch immer das zum Tode erschreckte Kind fest in seinem Arme. Es war unverletzt, denn er hatte es beim Fallen instinktmäßig an sich gedrückt, und es so mit seinem Leibe gedeckt. Als Eduard dasselbe aus dieser Todes-ähnlichen Umarmung befreien wollte, brach das kleine Wesen in unaufhaltsames Jammergeschrei aus, und klammerte sich fester an seinen Retter. Rathlos und in großer Bestürzung umstanden die jungen Leute diese ergreifende Gruppe. Das Ganze hatte nur ein paar Augenblicke gewährt, doch lange genug, um eine große Anzahl Menschen zu versammeln, die Ach und Weh riefen, ohne jedoch wirksam beizuspringen. An diese wandte sich Eduard mit der Frage, ob sich nicht ein Arzt in der Nähe befände? da drängte sich ein breitschultriger, ungefähr vierzigjähriger Mann mit wohlwollendem Gesichte durch die Menge und näherte sich rasch dem noch immer besinnungslosen jungen Manne. Als das schreiende Kind ihn erblickte, streckte es, seinen Schreck und Kummer vergessend, juchzend die Händchen nach ihm aus.

„Was, bist Du es, mein Liebling!" rief er,

indem er das Kind zu sich erhob, und mit einem dankbaren Blicke gen Himmel ans Herz drückte, dann sich über Karl neigend, untersuchte er aufmerksam dessen Wunde. Sein Gesicht wurde immer ernster. Das Haupt wehmüthig schüttelnd, sagte er leise vor sich hin: „Wenig, sehr wenig Hoffnung", dann sich rasch aufrichtend, fügte er laut hinzu: „Wir müssen diesen jungen Mann, im Falle seine Wohnung sehr entfernt wäre, in eine näherliegende bringen, da jede Bewegung seinem Leben gefährlich werden kann."

Das Haus meiner Schwester ist zwei Schritte von hier; ich bin überzeugt, daß sie ihn gerne aufnimmt. Wie aber kömmt es, daß ich ihr Kind in den Armen meines Patienten finde?"

Eduard erzählte ihm rasch das Vorgefallene.

„Ein Grund mehr um ihn zur Mutter des von ihm geretteten Kindes zu bringen," sagte der Arzt in tiefer Bewegung.

Unterdessen hatten mitleidige Menschen eine Tragbahre herbeigetragen. Karl wurde sanft darauf gebettet, und in die Wohnung der Witwe Lincourt gebracht, die aus ihrer Ohnmacht erweckt, ihr gerettetes Kind freudetrunken an sich drückte.

Jetzt eilte sie, dessen Retter mit Segenswünschen und Thränen der Dankbarkeit zu empfangen. Von seinem Unfalle wußte sie nichts; man

hatte ihr diesen wohl mitgetheilt, aber sie hatte nur an ihr wiedergefundenes Kind gedacht, und auf dieses gehört. Als man ihr später, auf ihre Frage, wo der Retter sei, sagte, daß er eben ins Haus komme, stürzte sie ihm mit einem von Dank und Rührung überströmenden Herzen entgegen. Aber wie schmerzlich fuhr sie bei dessen Anblicke zusammen.

„Also mit Deinem jungen Leben hast Du mein Glück erkauft!" rief sie, indem sie auf die Knie sank und in Todesangst die Hände rang. Es dauerte lange, ehe ihr Bruder sie überzeugen konnte, daß nicht der Tod, sondern nur eine Ohnmacht, den jungen Mann gefesselt. Doch als sie das einmal begriffen, sowie daß von ihrer Pflege vielleicht die Gesundheit, ja das Leben des Todgeglaubten abhing, da veränderte sich ihr ganzes Wesen. So schwach und rathlos sie vor einem Augenblicke erschienen, so stark und entschlossen war sie jetzt. Mit welcher Umsicht ordnete sie Alles an, was dem Kranken nothwendig oder angenehm sein konnte! Dann, sich an sein Bett setzend, erklärte sie ihrem Bruder mit ruhiger Festigkeit sie werde diese Stelle nicht eher verlassen, als bis ihr Patient keiner Krankenpflegerin mehr bedürfe.

Viele Wochen zitterte sie für sein Leben. Endlich nach zwei Monaten, in welchen die Gefahr und die Krankenpflegerin gleiche Beharrlichkeit gezeigt,

trug schließlich die Letztere den Sieg davon. Zum ersten Male öffnete Karl wieder die Augen mit dem Ausdrucke vollkommenen Bewußtseins. Bis dahin hatten seine Blicke und Reden nur eine traurige Geistesabwesenheit verrathen.

„Wo bin ich?“ fragte er mit schwacher Stimme, indem er seine Pflegerin erstaunt anblickte.

„Bei Jemand, die Ihnen ihr ganzes Glück verdankt, und jetzt gerne ihr Leben für Sie dahingäbe,“ dabei drückten ihre Augen noch mehr Dankbarkeit aus, als ihre Lippen.

Karl aber, der die ganze Scene mit dem Kinde vergessen, fragte was das Alles zu bedeuten habe. „Das werde ich Ihnen später sagen. Jetzt müssen Sie sich vollkommen ruhig verhalten und zu schlafen suchen, der Arzt will es so.“

Der Patient, der sich sehr schwach fühlte, schloß die Augen und versank bald in einen erquickenden Schlaf, den Jener, als er bald darauf ins Zimmer trat, als eine wohlthuende Folge der glücklich überstandenen Krisis ansah. Von diesem Augenblicke an erklärte er ihn außer Gefahr. Gabrielens Glück und ihre Dankbarkeit gegen Gott lassen sich nicht beschreiben. Von nun an konnte sie sich ganz der Rettung ihres Kindes erfreuen. Erst einen Monat später erlaubte der Arzt seinem Patienten das Haus seiner Pflegerin zu verlassen. Mit Ge-

fühlen der tiefsten Dankbarkeit schieden diese Beiden von einander.

Gerührt drückte Karl die Hand seiner liebevollen Pflegerin an die Lippen, indem er sprach: „Wenn meine Kräfte ein wenig wiedergekehrt sind, soll mein erster Besuch der Kirche und dann Ihnen gelten."

Er hielt Wort. Sobald der Arzt ihm das Ausgehen erlaubte, sah Gabriele Lincourt ihn bei sich eintreten. Kein Tag verging seitdem, ohne daß sie sich gesehen. Der schöne Garten der Frau von Lincourt stand ganz zu Karls Verfügung, der frische Luft brauchte. Gern hätte ihn der Arzt in ein südlicheres Klima geschickt, aber seine Reconvalescenz ging so langsam vor sich, daß die Reise unmöglich war, und später, als die Kälte eintrat, ganz aufgegeben werden mußte.

So blieb denn Karl den ganzen Winter in Paris. Sein Vater würde ihn gleich bei der ersten Nachricht seines Unfalles dort besucht haben, wenn er nicht durch den bedenklichen Gesundheitszustand, in den Theodora verfallen, davon abgehalten worden. Uebrigens hatte Eduard ihm nicht die Größe der Gefahr, in der der Sohn schwebte, mitgetheilt. Als nach dreimonatlichem Siechthume Theodora wiedergenas, hatte sich auch Karls Gesundheitszustand so gebessert, daß der Vater, der noch immer durch wichtige Geschäfte an die Heimat gebunden

war, und die fernere Pflege des Sohnes dem Neffen überlassen mußte, beruhigt sein konnte. Dieser hatte von seinem Chef, dem Minister des Innern, eine Urlaubsverlängerung erlangt, so daß er bis Anfang November bei dem Vetter bleiben durfte.

Er hatte sich während dessen Krankheit umsichtig und freundlich benommen; denn Eduard gehörte noch nicht zu den groben Egoisten, welche sich in ihrer Selbstsucht Dinge erlauben, die ihnen eine Selbsttäuschung unmöglich machen. Auch lag Härte, wenn seine Leidenschaften nicht angeregt wurden, keineswegs in seiner Natur. Ueberdieß nährte er zu der Zeit eine wahre Freundschaft für Karl, dessen liebenswürdiger Charakter ihn anzog. Freilich empfand er manchmal einigen Unmuth, wenn er bemerkte, wie die bildschöne Gabriele Lincourt, nur Augen und Ohren für seinen Vetter hatte, so daß sie ihm, dem schönen und geistvollen Eduard, nicht die gewohnte Bewunderung zollte, sondern im Gegentheile seine Gegenwart fast ganz zu vergessen schien. Da aber diese doch nicht zu den Frauen gehörte, die den größten Einfluß auf ihn ausübten, so tröstete er sich leicht mit dem Gedanken: Sie bewundert den Retter ihres Kindes, und das ist natürlich. Wäre es mir vergönnt gewesen, dieser zu sein, so würde sie gewiß für mich noch mehr Dankbarkeit empfinden.

Einmal neckte er Karl mit „seiner Eroberung“, wie er sie nannte. Da bat dieser ihn, mit ungewohntem Ernste, nie mehr solche Anspielungen zu machen; „diese herrliche Frau,“ sagte er „die sich wie eine Schwester gegen mich benommen, werde ich auch immer als eine solche betrachten, nur ein derartiges Band kann uns verbinden. Ueberdieß gehört meine ganze Neigung einer Andern.

Eduard hätte gern erfahren, wer diese sei, aber wie sehr er auch bemüht war, den Vetter auf feine Weise auszuholen, gelang dieses ihm doch nicht. Diese Andere aber hatte wo möglich noch mehr als Karl selbst durch seinen Unfall gelitten. Jetzt freilich war sie über ihn, wie auch über ihre Cousine beruhigt, die sie in Lilienthal mit Aufopferung gepflegt. O wie glücklich war sie, als sie zum ersten Male wieder die Handschrift Karls in deren Händen erblickte.

„Ist Dein Stiefsohn wieder wohl genug, um selbst schreiben zu können?“ fragte sie erregt.

„Ja, Gott sein Dank! Willst Du lesen was er sagt?“ Und sie reichte ihr die wenigen Zeilen, die Karl sich beeilt hatte, an den Vater zu richten, sobald Arzt und Kräfte es ihm erlaubt. Sie lauteten:

Geliebter Vater!

„Ich danke Gott, daß Er mich dem Leben und den Meinigen wiedergegeben, und werde mich immer

bemühen, meine Dankbarkeit dem Allmächtigen und meine Liebe Dir und Allen denen, die sie nicht verschmähen, zu beweisen. Nächst Gott habe ich meine Genesung einem Engel, Namens Gabriele Lincourt zu verdanken. Betet für sie! Auch Eduard hat sich wie ein wahrer Freund gegen mich benommen. Jetzt aber zwingt mich meine große Schwäche zu schließen.

Gehabe Dich also wohl mein theurer Vater. Grüße Theodora, sowie ihren Onkel und dessen Tochter von

Deinem Dir treuergebenen Sohn

Karl.

Diese Zeilen kamen Therese kalt, ja unfreundlich vor. „Hatte er ihr nichts Besonderes sagen zu lassen?“ Konnte er sich denn nicht denken, wie froh ein freundliches Wort von ihm sie gemacht hätte. Wie beneidete sie Gabriele Lincourt, die das Glück gehabt, ihn zu pflegen, und von der er jetzt mit solcher Begeisterung sprach! Unmuthig über ihn und sich, zog sie sich in ihr Kämmerlein zurück, um ihrem Herzen durch Thränen Luft zu machen. Sie söhnte sich aber schneller mit jenem, als mit sich selbst aus, denn sie konnte sich das Gefühl, das sie gegen Gabriele empfunden, noch lange nicht verzeihen.

„Statt zu ihr, wie zu einer Heiligen aufzublicken“, sprach sie zu sich selbst „und Gottes reich-

sten Segen auf sie herabzurufen, empfand ich, das weiß ich jetzt bestimmt, ein Gefühl von Groll und Neid."

„Und warum? Weil Karl ihr dankbar ist. Muß er es denn nicht? Wäre es natürlich, wenn er es nicht wäre? O diese Gefühle habe ich noch nie empfunden. Ich bin betrübt so schlecht von mir denken zu müssen."

Und Therese, die froh war, noch einen Grund zu haben, um von Neuem Thränen zu vergießen, ließ jetzt die ihrigen, über ihre eingebildete Schlechtigkeit reichlich fließen, indem sie Gott bat, sie vor bösen Gedanken zu schützen, und ihm versprach, mehr als je über diese zu wachen, was sie auch gewissenhaft auszuführen versuchte.

Diesem ersten Briefchen folgten rasch andere, mit denen Therese zufriedener war, denn er gedachte in denselben ihrer viel und freundlich, noch mehr aber, und wie sie meinte, bei Weitem herzlicher Gabrielen Lincourt's. Bei diesem Gedanken zog immer eine Wolke über des jungen Mädchens heitere Stirn, und trotz ihren guten Vorsätzen ertappte sie sich mehr als einmal auf dem Wunsche, Karl möge niemals nach Paris gegangen sein. Und wenn dies doch geschehen mußte, und er ein Kind mit Gefahr seines Lebens zu retten hatte, so sollte wenigstens dessen Mutter um fünfzehn Jahre älter als Frau von Lincourt und minder schön sein. So

dachte sie auch jetzt, indem sie sich die begeisterten Ausdrücke Karl's, in denen er der Pflegerin erwähnt, ins Gedächtniß zurückrief, und sie sprach vor sich hin: „Dankbarkeit ist eine schöne Tugend, und ich freue mich, daß Karl sie in einem so hohen Grade besitzt. Nur wünschte ich, daß er weniger exaltirt von ihr spräche!“

Arme kleine Therese! Wie ganz anders würdest du urtheilen, wenn du Karls Briefe an deinen Vater lesen könntest, in denen er von dir mit noch ganz anderer Begeisterung spricht, als er es je von seiner Pflegerin gethan, und doch würdest du ihm dann nicht Exaltation vorwerfen.

Aber der vorsichtige Vater hielt ihr diese sorgfältig zurück. Da sie das jedoch nicht wußte, arbeitete sie sich heute ganz besonders in ihre Ungerechtigkeit hinein. Da endlich wurde sie durch das Rollen eines Wagens aus ihren trüben Gedanken gerissen. Sie blickte aus dem Fenster, und rief freudig aus: „Das ist ja mein lieber Vater, welch eine hübsche Ueberraschung!“ Sie hatte ihn, der sie erst seit acht Tagen verlassen, nicht vor ihrem Namenstage erwartet, und doch war er schon heute den 10. Oktober eingetroffen.

Ja, denn er hielt es nicht länger allein im Hause aus, das sagte er ihr auch, nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren: „Ich habe Dich nun schon so lange entbehrt,“ fügte er hinzu

indem er ihr zärtlich die Locken streichelte, „daß mein altes Herz mir immer schwerer in der Brust liegt, wenn ich Dich umsonst in den verödeten Gemächern suche, da habe ich mir denn vorgenommen, diesem jetzt ein Ende zu machen, und da Theodora deiner Pflege nicht mehr bedarf, Dich, mein geliebtes Kind, wieder mit nach Hause zu nehmen."

„O das ist ja herrlich! Auch ich sehnte mich lange nach Dir und der trauten Heimat," und Therese küßte entzückt des Vaters Hände.

Theodora, und deren Gatte aber hielten die lieben Gäste noch bis zum Tage nach Theresens Namensfest zurück. Der General war nur ungern darauf eingegangen, denn er hielt seine Gegenwart in Waldenau für unentbehrlich, und blieb daher selten länger als zwei Tage von dort weg. Diesmal gab er auch nur dann nach, als der Graf ihm vorstellte, daß Theodora, obzwar noch recht schwach, es sich doch nicht würde nehmen lassen, die Cousine an deren Namenstag zu besuchen, was ihre Gesundheit gefährden könnte.

„Nun, so muß ich wohl bleiben," meinte er da brummend, tröstete sich aber mit dem Gedanken, daß er sich und Therese nicht so bald würde aus dem trauten Waldenau locken lassen.

Siebentes Kapitel.

Eduard in der Heimat.

Therese verschönerte schon seit sechs Wochen wieder die Häuslichkeit ihres lieben Vaters, und sein Glück spiegelte sich auch in ihrer Seele ab. Sie war jetzt bei Weitem ruhiger als sie es in Lilienthal gewesen. Die Bewegungen der Eifersucht, die Karl's Feder, (wenn sie von Gabriele sprach) in ihr erregte, hatten jetzt ganz aufgehört. Denn obzwar sie durch Theodora ausführliche Nachrichten von ihm erhielt, waren es doch nur solche, die seine Gesundheit berührten, und Gabrielens gar nicht erwähnten, so daß sie derselben bald nur als eines Wesens gedachte, dem man blos Dankbarkeit und freundliche Gefühle schuldet. Oft schalt sie sich über die ehemaligen, die es nicht gewesen und leistete der freundlichen Pflegerin Karls, für dieselben in Gedanken Abbitte.

Ihr Vater, der ihr zerstreutes Wesen in Lilienthal bemerkt, war stolz auf dessen Verschwinden, das er seiner Gesellschaft zuschrieb. Das sagte er ihr auch heute, indem er die rosige Wange seiner Tochter klopfte, dann fügte er, als sie ihm zärtlich die Hand küßte, mit einem strahlenden Gesichte hinzu: „Ich bin froh, daß ich mehr als jeder Andere im

Stande bin, mein Kind zu zerstreuen und zu erheitern, so, daß es mir schon ganz recht ist, daß Runenthals Eduard, der seit einer Woche bei ihnen ist, uns noch immer nicht hergebracht haben, obzwar der junge Mann mir von jeher recht wohl gefiel. Hoffentlich hat er sich nicht zum Nachtheil verändert, denn es sind schon fünf Jahre her, seit ich ihn gesehen.

„Erinnerst Du Dich seiner? Er besuchte uns ein paar Mal hier vor Deinem Eintritt zu den englischen Fräulein."

„Freilich erinnere ich mich seiner, aber es geht mir darin nicht, wie Dir, Papachen, denn ich fand ihn damals unausstehlich, er war so ganz anders wie sein Vetter."

„Nun, und verträgt sich das nicht mit der Liebenswürdigkeit?" lächelte der Vater schelmisch.

Therese erröthete, und war froh genug, daß dieser Unterredung durch den Eintritt eines Dieners, der ihr einen Brief von Theodora brachte, ein Ende gemacht wurde. Nachdem sie diesen durchflogen, reichte sie ihn dem Baron mit den Worten: „Es ist mir leid, bester Vater, daß unsere Einsamkeit für einige Zeit gestört wird."

„Potz Blitz, sie kommen also Alle?" fragte er.

„Ja freilich, morgen schon treffen sie ein," und Therese, als gute kleine Wirthin, die sie war, ging die Gastzimmer zu besichtigen und Alles zu ordnen, was, wie sie glaubte, die Bequemlichkeit

der Ankömmlinge vermehren könnte. Diesen Abend fand der General, daß schon durch das Erwarten der Gäste seine Häuslichkeit Einiges von ihrem Reize eingebüßt habe. Denn Therese betrat erst mit dem Thee den kleinen Salon.

„Wo bleibst Du denn so lange, Mädchen?“ rief er ihr halb unmuthig entgegen, als er sie endlich erblickte. „Ich habe heute Abend noch nicht Deine Stimme gehört, weder singen, noch vorlesen, noch plaudern.“

„Ja, bester Vater,“ entgegnete sie lachend, das sind die Unannehmlichkeiten des geselligen Lebens. Ich hatte jetzt beständig für die Gäste zu sorgen, vergaß aber darüber keineswegs mein gutes Väterchen, wie dieser kleine Guglhupf, den ich eigenhändig bereitet, bezeugen kann.

„Guglhupf ist schon recht gut,“ brummte der Alte, denn es war eine seiner Lieblingsspeisen, „aber sein Anblick läßt mich doch nicht die vielen einsamen Stunden vergessen, die mich an Deinen Aufenthalt in Lilienthal erinnern.“

„Nun, wir müssen jetzt trachten, sie aus dem Gedächtnisse zu verwischen, Väterchen!“ und sie plauderte so lebhaft während des Thees und sang so hübsch nach demselben, daß es den Vater auch ein größeres Ungemach, als die Stunden der Einsamkeit, hätte vergessen lassen.

Schon um eilf Uhr trafen Runenthals und

Eduard in Waldenau ein; der General, der sich durch Eduards interessantes Aeußere und verbindliches Wesen sehr angenehm berührt fühlte, hörte mit großem Interesse, was dieser von seinen Reisen mitzutheilen hatte. Auch Therese war ganz Ohr, besonders, wenn er von dem Vetter sprach, oder Gabrielen Lincourts erwähnte. Da das Letztere aber mit Gleichgiltigkeit geschah, meinte Therese, sie könne nicht so bezaubernd sein, als sie es sich vorgestellt, und fühlte sich ganz beruhigt. Eduard seinerseits war höchlich überrascht, daß aus dem, wie ihm immer geschienen, unbedeutenden kleinen Mädchen, ein so bezauberndes Wesen geworden. Er konnte kaum seine Augen von ihr abwenden, denn das war gerade die Schönheit, wie er sie bewunderte. Hätte Gabriele so ausgesehen, würde er bei ihrer Verehrung und Bewunderung für Karl mehr als Unmuth empfunden haben. Was war die pikante Französin, mit ihren braunen Augen und braunem Haar gegen dieses Madonnengesicht, das von zwei dicken blonden Flechten eingerahmt wurde, die rückwärts in einander zierlich verschlungen waren, und deren strahlende Augen, wie ihm schien, von einem himmlischen Feuer glänzten, und magnetisch die seinen anzogen.

Nein, so etwas glaubte er noch nie gesehen zu haben. „Dieses Mädchen könnte Alles aus mir machen,“ sprach er zu sich selbst, als er zur Nacht

sein Zimmer betrat; und als er sich zwei Tage später von ihr verabschiedete, geschah dies mit solch einem Weh, daß er wohl einsah, welch gewaltige Fortschritte die Liebe bei ihm gemacht, und wie tief sie *ihr* Bild in seinem Herzen eingeprägt hatte.

„Sie muß die Meine werden," sagte er sich diesen Tag mehr als einmal. „Ja, ich werde trachten eine Carriere zu machen, um ihr eine glänzende Zukunft bieten zu können, der Minister will mir wohl, und ich will suchen, ihm unentbehrlich zu werden."

Er beeilte sich nun, nach Wien zurückzukehren und durch anhaltenden Fleiß die Augen des Ministers noch mehr auf sich zu lenken. Eduard hatte Talente, Wissen, einen großen Namen, und vor allen Dingen Glück, daher fingen seine Träume jetzt schon an sich zu realisiren, denn er konnte ein paar Monate später seine Verwandten benachrichtigen, daß er Legationsrath geworden, unb daß sein Minister ihm erlaubt habe, ein paar Wochen in Lilienthal zuzubringen.

Graf Runenthal beschloß den Neffen für die Wochen, des ihm in Wien aufgeopferten Karnevals in etwas schadlos zu halten, indem er für den Tag seiner Ankunft einen großen Ball veranstaltete, zu dem der Adel aus der Nachbarschaft und St. Pölten, sowie gute Freunde aus Wien geladen wurden. Wenn Therese Eduard in der Häuslichkeit überaus

lieblich erschien, wie viel reizender fand er sie nicht auf dem Balle, wo die freudige Aufregung ihr ganzes Wesen belebte und verschönerte.

„Ich brauche ja nicht Minister zu werden, um zu heiraten," dachte er, als er mit ihr durch den Saal flog. „Mit meinem Vermögen kann ich ja schon als Legationsrath um sie werben, und sie später zur Frau Ministerin machen. Ja, morgen will ich ihre Gefühle sondiren, und finde ich sie günstig für mich, nicht länger mein Glück verzögern. Der folgende Tag schob dieses doch noch weiter hinaus, denn er ließ ihn vermuthen, daß Theresens Herz nicht ganz frei sei. Es war nämlich ein Brief von Karl angekommen, der sagte, daß, da die Aerzte fänden, daß seine Gesundheit wesentliche Fortschritte gemacht, sie ihm erlauben würden, wenn diese fortführe sich zu bessern, schon Anfang Mai, also in dritthalb Monaten in die Heimat zurückzukehren. Theresens Antlitz sprach bei dieser Nachricht von einem so unverkennbaren Glücke, daß Eduard erschreckt und bis ins Innerste verletzt, (obzwar er keinen Grund dazu hatte, denn Therese bewies ihm nie etwas anderes als Gleichgiltigkeit) beschloß sein Geheimniß noch länger für sich zu bewahren, jedoch sein Ziel keinen Augenblick aus den Augen zu verlieren und so viel als möglich darauf loszusteuern. „Denn ich will, daß sie mein werde," sprach es in den Tiefen seines Herzens.

„Dieser unbedeutende Knabe, dem das Glück bereits auf alle Weise zulächelt, soll sich nicht dieser Perle zu erfreuen haben.“ Und er schloß sich in sein Zimmer ein, und überlegte, welche Mine er sprengen müsse, um zu seinem Ziele zu gelangen. „Ja, so wird es gehen“ sagte er nach langem Sinnen, „liebt sie ihn nicht, so wird es ihm in ihren Augen auch nicht schaden, und liebt sie ihn, so wird es ihm doch vollkommen gleichgiltig sein, was sie von ihm denkt, denn sein Herz ist ja, wie er mir sagte, bereits vergeben,“ daß es an Theresen sein könne, fiel ihm in diesem Augenblicke nicht ein, und als er es später entdeckte, hatte die Leidenschaft eine zu große Macht über ihn gewonnen, als daß er es für möglich gehalten, den schön eingeschlagenen Weg zu verlassen.

Achtes Kapitel.

Der Same des Zweifels wird ausgestreut.

Den Abend wurde Karls Brief nochmals besprochen, und der Graf drückte seine ganze Freude über die Hoffnungen aus, die dieser ihm gab. Es wurden Pläne entworfen, wo man dem lieben Reisen-

den entgegenfahren sollte, und was für Feste man zu seiner Erheiterung anordnen würde.

„In den Dienst soll er mir aber nicht gleich," sprach der Vater. „Ich will seinen Chef bitten, ihm den Urlaub zu verlängern, denn mein Karl darf sich vor dem Herbste keiner Ermüdung aussetzen; die größte, die ich ihm erlaube, ist von Lilienthal nach Waldenau zu fahren."

„Ich glaube doch, lieber Onkel," sprach Eduard lächelnd, „daß Karl nicht ganz damit zufrieden sein, und binnen Kurzem wieder eine weitere Reise unternehmen wird."

„Ich verstehe Dich nicht, wie meinst Du das?"

„Daß Karl sich wohl bald wieder nach Paris zurücksehnen könnte."

Das Gesicht Graf Runenthals drückte Erstaunen und Mißmuth aus, als er sagte: „Du scheinst Anspielungen zu machen, die mir dunkel sind, da ich aber so etwas nicht liebe, bitte ich Dich, Dich deutlicher auszusprechen."

„Es ist ja nur ein Scherz, oder vielmehr eine leise Vermuthung, bester Onkel."

„Und die wäre?"

„Nun, daß Karl ans Heiraten denken könnte."

„Dazu braucht er aber nicht nach Paris zu gehen," warf hier Theodora lebhaft ein.

„Ich hoffe, daß mein Sohn mir keine aus-

ländische Schwiegertochter heimbringen wird," bemerkte ihr Gatte.

„Aber lieber Onkel, Sie würden ihm doch nicht in seinem Glücke hinderlich sein, wenn er an eine Solche sein Herz verloren hätte."

„Ich hoffe, daß das nicht geschehen wird."

„Davon bin ich doch nicht so ganz überzeugt, denn Frau von Lincourt ist eine sehr schöne und liebenswürdige Frau, die viel für Karl gethan und wie ich glaube, auch tief für ihn fühlt, und der es gefährlich ist, zu lange in die schönen dunklen Augen zu blicken."

Hier verlor der General, der schon lange mit innerem Aerger auf das Gespräch gelauscht, endlich die Geduld, besonders da dieses seiner Tochter Wangen gebleicht.

„Potzwetter! was reden Sie denn da für einen Unsinn, lieber Eduard! Sie scheinen auch zu den Leuten zu gehören, die in jeder, noch so gesunden Frucht einen Wurm vermuthen. Jetzt, da Frau von Lincourt von Dankbarkeit und Menschenliebe getrieben, den Retter ihres Kindes gepflegt, soll sie sich auch schon in ihn, und er in sie verliebt haben."

„Aber bester Baron," sagte Eduard mit Empfindlichkeit, (denn er fing an zu vermuthen, daß derselbe von der Liebe seiner Tochter zu Karl wisse, und diese unterstütze), Sie werden doch nicht glauben daß das, was ich gesagt, ein Spuck meiner Ein-

bildungskraft ist? Nein, wahrhaftig nicht. Ich habe kein Talent zum Dichten, und spreche daher nur, was mir meine Beobachtungen eingeflößt."

„Die können Sie auch getäuscht haben," brummte der General ärgerlich.

„Das glaube ich nicht, doch hätte ich gewußt, daß diese hier einen so schlechten Eindruck machen würden, hätte ich ihrer sicher nicht erwähnt. Uebrigens dachte ich, daß Onkel und Tante schon meine Meinung theilten, denn Karls Briefe waren geeignet, ihnen eine solche einzuflößen." Dies sagend erhob sich Eduard, grüßte kalt und begab sich verstimmt in sein Zimmer, denn die Bestürzung Theresens war ihm nicht entgangen, und der Unmuth der Andern hatte ihn gereizt.

„Alter Kamerad," rief der General seinem Freunde zu, nachdem jener sich entfernt, „Du wirst Dir doch nicht von diesem Hasenfuße einreden lassen, daß Karl jemals die Absicht haben könne, Dir eine französische Schwiegertochter ins Haus zu bringen, besonders da er wohl weiß, in welch gutem Geruch die Franzosen bei uns stehen. Bomben und Granaten, erinnerst Du Dich noch, wie wir sie bei Aspern geschlagen? — und jetzt sollte eine solche parlez vous français? hier als Tochter aufgenommen werden? Nein, nimmermehr! Frau von Lincourt kann eine sehr liebenswürdige Frau sein, aber in die Familie der Runenthal zu treten, würde ihr,

nach meinem Bedünken, eben so wenig gelingen, als es mir, alten Kerl möglich wäre, einem hübschen jungen Mädchen Liebe einzuflößen.“ Diese Tirade brachte ein Lächeln auf Theodoras und ihres Mannes Lippen. Nur Therese lächelte nicht, das arme Kind hatte sie nicht gehört, so vertieft war sie in den schmerzlichen Gedanken, die Eduards Gespräch in ihr erweckt. Ihr Vater bemerkte dieses mit Schmerz und drückte, als sie ihm eine gute Nacht wünschte, einen noch zärtlicheren Kuß, als gewöhnlich auf der Tochter Lippen, und sandte heute noch heißere Gebete für ihr Wohl zu Gott empor.

Von diesem Tage an behandelte der General Eduard mit mehr Kälte. Er fühlte für den jungen Mann, der, wenn auch, wie er glaubte unbewußt, seiner Tochter einen Schmerz verursacht, nun nicht mehr dieselbe Zuneigung.

Eduard bemerkte dieses und obzwar er ihm deßhalb grollte, suchte er sich ihm doch auf alle Weise angenehm zu machen, und dessen früheres Wohlwollen wieder zu erlangen. „Denn wer die Tochter haben will, meinte er, muß den Eltern schmeicheln.“ Daher sprach er auch nie mehr von Karl auf die obenerwähnte Weise; er that dies nur, wenn er mit Theodoren und Theresen allein war, oder wenn eine größere Gesellschaft, (und dieses ereignete sich jetzt häufig in Lilienthal) ihm erlaubte mit der Letzteren Unterhaltungen zu pflegen, die von den

Andern nicht gehört wurden, da ein Jeder, wie es ja bei solchen Anlässen fast immer geschieht, nur mit seiner und seiner Nachbarn Konversation beschäftigt war.

Therese litt unsäglich unter diesen Einflüsterungen, die Eduard auf die natürlichste Weise hervorzubringen verstand, und (obzwar der Legationsrath ihr geradezu zuwider war), vermied sie ihn doch nicht, denn sie empfand ein schmerzliches Verlangen, die ganze Wahrheit über Karls Beziehungen zu Gabrielen zu erfahren, da es ihr, mit ihrer arglosen Seele, trotz der geringen Meinung, die sie von Eduards Charakter hatte, doch nicht einfiel, zu glauben, daß dieser Alles erfunden.

So standen die Dinge, als der letzte Tag des Karnevals erschien, und mit ihm ein zweiter großer Ball in Lilienthal, der viel glänzender als der erste ausfiel, denn eine Menge junger Leute, aus den vornehmsten Familien von Wien, Linz und Salzburg hatten Graf Runenthal Visiten gemacht, und sich hinter dessen Freunde gesteckt, um zu demselben eingeladen zu werden.

Unter diesen befand sich ein junger, interessanter Graf Stein, der durch sein hübsches Dichtertalent sehr bekannt war und auf den Theresens Schönheit, schon bei seinem ersten Besuche in Lilienthal einen tiefen Eindruck gemacht. Auf dem Balle zeichnete er sie auffallend aus und seine Augen

funkelten nur dann freudig, wenn er mit ihr tanzen oder sprechen konnte. Auch sie, (das bemerkte mit Erbitterung Eduard, dessen Blick das Paar fortwährend verfolgte), lächelte ihm freudig, ja bewegt zu.

„Kleine Kokette," murmelte er zwischen den Zähnen, indem er sich näher an das Paar drängte, das jetzt aufgehört hatte zu tanzen, aber das lebhafte Gespräch noch immer fortsetzte. Er hörte, wie Graf Stein sagte: „Der Beneidenswerthe hat also schon so lange die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein."

„O ja" antwortete sie erröthend, „es sind wohl gewiß zehn Jahre, daß wir uns kennen, und ich freue mich, daß Sie ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Wer, der näher mit ihm bekannt ist, sollte das nicht? Uebrigens habe ich noch einen andern Grund, ihn zu lieben und ihm dankbar zu sein; der edle junge Mann pflegte mich in einer ansteckenden Krankheit, in der mich alle anderen Kameraden verlassen hatten." Nach einer Pause fragte Graf Stein: „Ist dem Gerücht zu glauben, welches verkündet, daß Karl Runenthal sich in Paris mit einer Französin verlobt hat, deren Kind er gerettet?" Eduard empfand bei diesen Worten die entgegengesetztesten Gefühle, denn er freute sich, daß das Gerücht, das er ausgesprengt, sich verbreitet hatte. Aber Zorn und Verdruß befiel ihn, als er sah,

wie dasselbe Theresens Wangen bleichte. Graf Stein hatte dieses nicht bemerkt, denn er war eben von deren Vater unterbrochen worden, der in seiner etwas zu geraden Weise, des Grafen letzte Worte, die auch er gehört, derb zurückwies.

„Potz Wetter glauben auch Sie an diesen Unsinn! der brave Junge, den ich seit so lange kenne, wird auf keinen Fall, das versichert Sie der alte Sonneuberg, mit einer Französin in die Heimat zurückkehren."

„Der spricht mit großer Gewißheit", dachte Eduard, „am Ende vermuthet er, daß auch Karl seine Tochter liebt, und wer weiß, ob dies nicht der Fall ist? Ich muß dahinter kommen," und er erfand einen Plan, der ihn darüber aufklären sollte.

Mit Theresen's Frohsinn aber war es vorüber. Niemand konnte ihr mehr ein Lächeln abgewinnen, am wenigsten Eduard, der doch gerade diesen Abend seinen ganzen Geist und Witz aufbot, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, den sie aber heute kälter denn je, ja abstoßend behandelte, und der während des einen Tanzes, den sie ihm zusagte, nur kurze und schroffe Antworten von ihr erhielt. Schon den Tag nach dem Balle schrieb Eduard an den Vetter folgenden Brief:

26. Februar.

Geliebter Karl!

Ich gratulire Dir, zu den raschen Fortschritten

die Deine Gesundheit macht. Daß die Aussicht Dich bald in der lieben Heimat zu sehen, mich und die Deinigen beglückt, brauche ich Dir doch nicht zu sagen; dafür wirst Du in Paris wohl nur Bedauern und Schmerz hinterlassen. Die arme Frau von Lincourt wird den Retter ihres einzigen Kindes sicher lebhaft vermissen. Doch ich sehe Dich bei diesen Worten die Stirn runzeln, denn Deine Bescheidenheit kann das nicht glauben, was doch ein Jeder, der sie mit Dir gesehen, bemerken mußte. Wenn ich mich auch nicht für mich selbst freute, Dich wieder hier zu haben, so würde ich es schon aus Theilnahme für die interessante Frau thun, denn so wahre und tiefe Gefühle, wie sie sie in ihrem Herzen verbirgt, empfindet nicht so bald eine Andere. Sie ist ein lebendiger Beweis, wie ungerecht unsere Vorurtheile gegen die Französinen sind. Wie viele von unseren deutschen Mädchen und Frauen sind darin nicht mit Deiner reizenden Pflegerin zu vergleichen! Dieses sehe ich täglich mehr ein, da ich durch die Güte Deines Vaters der Fest über Fest, wie er sagt, für mich veranstaltet, mit einer Menge von schönen, jungen Damen zusammenkomme. Wie viele Oberflächliche, Eitle, ja selbst Kokette ich darunter gefunden, wäre traurig aufzuzählen. Leider gehört zu den Letztern auch Deine alte Spielgefährtin Therese Sonnenberg, die mich anfangs durch ihre Lieblichkeit und Naivetät angezogen. Die letztere

Eigenschaft hat sich aber jetzt durch die Berührung mit der Welt schon verloren. Die großen Gesellschaften, die sie fast täglich in Lilienthal mitmacht, wirken nicht gut auf sie ein, das habe ich auf dem gestrigen Balle, wo sie sich vom Grafen Stein sehr den Hof machen ließ, mehr als je bemerkt. Es ist schade, denn sie hat so viele liebenswürdige Eigenschaften, die einen soliden Mann fesseln könnten, wenn sie aber so fortfährt, wird sie einen solchen nur zurückstoßen.

Wie ganz anders ist doch Frau von Lincourt! Apropos, mein Lieber, weißt Du, daß man Dich mit ihr paart, und daß das Gerücht sogar bis hierher gedrungen ist? Ich hörte, wie Graf Stein es gestern der kleinen Sonnenberg mittheilte, die sich warm dafür zu interessiren schien. Ich glaube sie freut sich schon bei dem Gedanken, daß eine hübsche und elegante Französin wieder neues Leben und neue Festlichkeiten in Lilienthal veranstalten wird. So wenigstens konnte man bei dieser Nachricht das freudige Lächeln auf ihrem rosigen Gesichte deuten. Ich kann es dem armen Kinde nicht verdenken, die wie ich glaube, ein trauriges Leben bei ihrem Vater führt, und daher gern Alles ergreift, was wie eine Zerstreuung aussieht, oder sie wenigstens auf einige Tage aus Waldenau entfernt; am liebsten, glaube ich, würde sie dasselbe auf immer am Arme eines Gatten verlassen. Ich will damit

nicht sagen, daß sie ihren Vater nicht herzlich liebt, o nein! sie ist sogar eine sehr gute Tochter, der Alte ist aber zuweilen so wunderlich, und macht sich oft so unangenehm, daß es ihr, bei ihrem leichten Sinn nicht zu verargen ist, wenn sie sich von ihm weg, und in eine andere Häuslichkeit sehnt. Daher glaube ich, daß wenn Graf Stein um ihre Hand würbe, sie den reichen, talentvollen und schmucken Rittmeister nicht ausschlagen würde. Doch ich bemerke zu meinen Schreck, lieber Vetter, daß ich mich zu sehr ins Geplauder mit Dir vertieft habe, und daß die Deinigen, schon seit einer Viertelstunde am Frühstücktisch auf mich warten. Leider muß ich schon übermorgen diese lieben Verwandten verlassen, mit wie schwerem Herzen, kannst Du Dir denken. Auch Dir muß jetzt ein Lebewohl zurufen

Dein Eduard.

„Aus Karl's Antwort werde ich ersehen, ob Therese ihm gleichgiltig ist oder nicht, und danach meine Maßregeln ergreifen,“ dachte Eduard selbstzufrieden, indem er den Brief faltete.

Neuntes Kapitel.

Innere Kämpfe.

Anfangs empfand Karl bei Durchlesung dieses Briefes nur Zorn gegen den Vetter, den er des Argwohns und der Ungerechtigkeit beschuldigte; als er ihn aber zum zweiten Male durchlas, beurtheilte er Jenen schon anders, denn, das was er von Frau von Lincourt sagte, schien ihm, wenn er sich die Sache recht überlegte, nicht ganz aus der Luft gegriffen. „Das wäre ja schrecklich, wenn Eduard darin recht hätte," dachte er, indem das Blut ihm heftig in die Wangen schoß, denn ich kann ihr nichts als Freundschaft bieten; aber fort mit dem Gedanken, der mir wie ein Unrecht gegen diese reine Seele erscheint, die, wie ich überzeugt bin, außer der christlichen Liebe, nur noch die für Kind und Bruder empfindet. Trotzdem blieb ihm doch ein unbehagliches Gefühl zurück, und er beschloß, diesen Tag nicht, wie er gewollt, zur Freundin zu gehen, sondern ruhig zu Hause zu bleiben. Dann nahm er noch einmal den verhängnißvollen Brief in die Hand, und gerieth abermals in großen Zorn über das was Eduard von Therese sagte; statt sich aber den ärgerlichen Brief aus dem Sinne zu schlagen, las er ihn zum vierten und fünften Male, bis

dessen Gift allmälig in sein Herz eindrang. Er hatte zwar Therese vor mehr als einem Jahre, als das Bild der höchsten Unschuld, Reinheit und Lieblichkeit verlassen, aber in einem Jahre konnte sich ja so Vieles verändert haben.

Das 16jährige Kind kannte damals noch nicht die Welt, und verlangte auch nicht nach derselben. Ihr hatten die Ausflüge zu Fuß und zu Pferde, und die stillen Abende mit ihm und dem Vater genügt. Doch konnte das so bleiben? Besonders als er gegangen, und sie allein mit dem biedern, aber brummigen alten Manne geblieben! War es da nicht natürlich, daß sie sich nach etwas Anderem gesehnt, und mit Freuden nach den Vergnügungen gegriffen, die man ihr jetzt in Lilienthal bot? Ja, das war Alles zu begreifen, aber nicht, daß sie ihre unschuldige Naivetät dabei eingebüßt, und dafür eine eitle Kokette geworden. Aber war sie es denn? Hatte der Vetter sie nicht verläumdet? „O, dieser Eduard, dieser kaltherzige Mensch! der unter jeder Blume eine Schlange zu sehen glaubt,“ und Karl warf den Brief, den er zum sechsten Male gelesen, unwillig von sich.

„Aber warum sollte er sie verleumden? Was hatte sie denn gethan, um solchen Haß zu verdienen? Und Eduard, der echte Edelmann, konnte er sich zu solch einer Niedrigkeit herablassen? Nein, das war nicht möglich. Uebrigens hatte er ja Namen

genannt, dieser Graf Stein, den er selbst so gut kannte, hatte ja, wie es schien, Absichten auf Thereſens Hand. Sie würde gewiß mit dem braven Manne glücklich werden."

„Aber nein, warum denn nicht auch er? War Therese, nicht fähig zu beglücken, besonders Einen, dem es gelungen, ihr Herz zu gewinnen, denn was Eduard von Eitelkeit und Kokettерie sagte, daran wollte er doch nicht glauben. Nur das Eine zerriß seine Seele, nämlich daß sein schöner Traum zu Ende war, denn sie liebte ihn nicht, wie er doch einst in thörichtem Wahne gehofft, sonst hätte sie sich nicht über das Gerücht, daß er mit Gabrielen verlobt sei, gefreut. Und wieder nahm er den Brief in die Hand, um die bezeichnende Stelle zu finden. Seine Thränen fielen auf dieselbe. Wäre Eduard Zeuge dieses Schmerzes gewesen, vielleicht hätte er seine That bereut, und das Gesagte zurückgenommen, da dieses aber nicht geschehen konnte, brannte jedes seiner Worte, in dem gefolterten Herzen seines armen Vetters, dessen Gesundheit davon so erschüttert ward, daß der Arzt die Hoffnung aufgab, ihn im Mai in die Heimat zurücksenden zu können. Karl hatte auch zu dieser Reise, wie zu allen andern alle Lust verloren. Sein Vater erhielt nur noch kurze und schwermüthige Briefe von ihm.

Eduard wartete lange auf eine Antwort, und da er keine erhielt, entschloß er sich noch einmal zu

schreiben. Auf den zweiten Brief, erwiederte Karl nur diese wenigen Zeilen.

20. April.

Lieber Eduard!

Du wirfst mir vor, daß ich Deinen Brief nicht beantwortet, ich hatte vielleicht unrecht, denn ich hätte Dir schon damals sagen sollen, daß Du argwöhnisch, ungerecht und überhaupt unschön an mir und den beiden Frauen gehandelt, deren Du in Deinem Briefe erwähnst. Besonders nehme ich Dir übel, was du von Frau von Lincourt sagst, die Dir durch nichts das Recht gegeben, so über sie zu urtheilen. Mir hast Du dadurch meine freien Bewegungen genommen, so daß ich sie nur wenig mehr sehe, denn wenn ich auch Deine Vermuthungen nicht theile, so machen sie mich ihr gegenüber befangen. Auch was Du von Fräulein Sonnenberg sagst, vermag ich nicht zu glauben. Ein reines junges Mädchen wie sie, kann nicht in einem Jahre zu einer eitlen Kokette werden. Wenn aber das geschieht, was Du meinst, und Therese dem edlen Mann, den Du genannt, die Hand reicht, so zweifle ich nicht, daß sie eine gute Wahl getroffen, und glücklich werden wird. Da ich mit meiner Gesundheit jetzt weniger zufrieden bin, werde ich wohl meine Reise nach Oesterreich verschieben müssen, und vorher nach dem südlichen Frankreich oder Italien gehen.

Karl.

Er sandte diesen Brief ab, griff dann rasch nach Hut und Stock, warf sich in den ersten leeren Wagen, der vorüberfuhr und ließ sich in den bois de Boulogne fahren, in welchem man sich, da es erst acht Uhr Morgens war, ziemlich einsam befand, und den er daher gern um diese Stunde besuchte. Nachdem er sich bis zur Erschöpfung umhergetrieben, suchte er ein einsames Plätzchen in einer Seiten-allee, wo er sich auf den grünen Rasen warf, und sich seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Grübeln, hin-gab. So mochte er ungefähr eine Stunde gesessen sein, als aus der Nebenallee eine ihm wohlbekannte Kinderstimme an sein Ohr schlug. Sie fragte:

„O liebe Mama, warum bist Du so traurig?"

„Das bin ich ja nicht," antwortete Gabrielens Stimme.

„Ach, ja blaß und traurig, und das ist Agnes auch, und müde dazu, daher möchte sie sich gern auf diese Bank setzen," und das liebliche vier-jährige Kind zeigte auf eine Bank in Karl's Nähe. Mutter und Tochter konnten ihn nicht sehen, da er nieder saß, und die Bank, wie auch ein dicker Baum, unter dem sie stand, ihn verbarg. Jetzt setzten sie sich auf dieselbe, und kehrten so dem jungen Manne den Rücken. Dieser hörte wie die Mutter besorgt fragte:

„Und warum ist meine kleine Tochter traurig?"

„Weil uns der schlechte Karl so selten und

auf so kurze Zeit besucht, und Agnes sich daher recht langweilt, das thut Mütterchen wohl auch?" und das Kind kletterte an der Mutter herauf, und umschlang deren Hals, indem sie sie zärtlich küßte.

„Ja, ja, das hat Agnes schon bemerkt," fuhr sie zu plaudern fort, „denn die gute Mama lacht nicht mehr so lustig wie ehemals." Ein tiefer Seufzer unterbrach hier das Kind, dann sagte die Mutter mit erzwungener Heiterkeit: „Wenn Karl sich bei Andern besser unterhält wie bei uns, so müssen wir ihm diese Zerstreuung gönnen, und uns nicht beklagen, daß er sich keinen Zwang anthut, übrigens" fügte sie, aus der Rolle fallend, mit einem noch tiefern Seufzer hinzu, „werden wir ihn bald gar nicht mehr sehen, denn der Onkel will ihn in eine wärmere Gegend schicken."

„O nein, das soll der Onkel nicht thun, Agnes wird ihn schon so lange bitten, daß er bon ami erlauben wird, hier zu bleiben."

„Das geht nicht," und die Gegenwart des Kindes vergessend, fügte die Frau, wie zu sich selbst redend hinzu: „Und weiß Gott, ob es gut wäre, wenigstens für mich!"

„Ja gut, sehr gut" wiederholte das Kind, das den Sinn der Worte nicht verstand, „denn Mütterchen und Agnes lieben den freundlichen Deutschen, nicht wahr?"

Gabriele antwortete nichts darauf und meinte,

daß Agnes erholt sein könne, und daß sie gut thäten, wieder ein wenig zu gehen.

Nachdem Karl sie aus den Augen verloren, stand auch er in der höchsten Aufregung auf, und eilte zu seinem Wagen zurück, der ihn nach Hause brachte. Den ganzen Tag mußte er an die von ihm belauschte Scene denken. Also Eduard hatte recht, und die edle Frau vielleicht für ihre Selbstverläugnung nichts als Kummer geerntet.

Ja, es war Zeit, daß er ging; dies denkend, holte er, wie er es fast täglich gethan, den Brief Eduard's hervor, jetzt aber nicht, um nur die Stelle über Theresen durchzulesen, sondern er studierte ihn von Anfang bis zu Ende, und verglich unwillkürlich während der Lectüre, Theresen's Gleichgiltigkeit ihm gegenüber, mit dem warmen Gefühle, das er heute in Gabrielen's Herzen entdeckt. „Ach, warum kann ich diese nicht lieben, wie Jene, welche mich verschmäht, und vielleicht schon die Verlobte eines Andern ist,“ seufzte er, fast sich selbst zürnend.

„Was ist doch das Herz für ein sonderbares Ding, daß es sich oft ganz besonders an diejenigen hängt, die sich nichts aus demselben machen,“ monologisirte er weiter. „Doch nein, das meinige ist nicht so beschaffen, denn Therese schien nicht kalt und abstoßend, als ich mit ihr in der lieben Heimat war. Aber Gabriele hat recht, es ist besser, wenn

5*

ich fortgehe, und das sobald als möglich „Und Karl setzte sich an den Schreibtisch, um seinen Arzt, Herrn Dubois, zu bitten, ihn recht bald zu besuchen, um definitiv über sein Schicksal zu entscheiden; der Brief war noch nicht beendet, als Jener angemeldet wurde.

„O, das ist schön, mein lieber Doktor, daß Sie kommen, sehen Sie, ich schrieb Ihnen gerade, um Sie zu fragen, ob es nicht schon Zeit für mich sei, diesen Ort mit einem wärmeren zu vertauschen."

„Nicht mit einem wärmeren, aber mit einem gesünderen," sagte der Arzt, ihm freundlich die Hand drückend. „Ich will Sie in die Schweiz schicken, die Luft in den Bergen wird Ihnen wohlthun."

„Damit bin ich ganz einverstanden, wann soll ich reisen?"

„Erst in einem Monat, denn es ist rauh in den Bergen."

„Das ist traurig," entschlüpfte Karl.

„Wohl möglich, aber Ihre Aeußerung ist es auch für Ihre Freunde."

„O, verzeihen Sie, wenn es unfreundlich klang, so war es wenigstens nicht so gedacht, denn außer meinem Vater, glaube ich nicht bessere Freunde als hier zu besitzen."

„Und doch ziehen Sie sich täglich mehr von denselben zurück, das ist nicht schön. Meine Schwe-

ster sieht Sie ja fast gar nicht mehr. Heute aber müssen Sie zu ihr gehen, sie hat ein paar Personen bei sich eingeladen, es wird Musik gemacht, und das wird Sie zerstreuen, denn ich finde, daß, seit ich es für nöthig erachtet, Ihre Reise in die Heimat zu verschieben, Sie mir fast melancholisch werden."

Der gute Doktor glaubte wirklich, daß es nur das sei, was Karl so verstimmt, und war daher froh, eine Gelegenheit zu finden, um seinen Patienten ein wenig zu erheitern. Hätte der gute Mann in dem Herzen seiner Schwester lesen können, gewiß hätte er, trotz seiner Sorgfalt für Karl, diesen lieber zu früh in die rauhen Berge geschickt, als ihn zu ihr gebracht. Er ahnte aber nicht, wie es in ihrer Seele aussah. Sie sprach nicht mehr von Karl, dieses fiel ihm nicht auf, denn es schien ihm natürlich, daß man dessen, den man weniger sah, und um den man nicht mehr so besorgt war, auch seltener erwähnte, und als er sie in der letzten Zeit einmal gefragt, warum sie ihn nicht mehr zu ihren kleinen Gesellschaften lade, hatte sie geantwortet, sie fürchte eine Indiskretion zu begehen, wenn sie ihn zu sich einlade, der jetzt viele Bekannte in der großen Welt habe, mit denen er sich gewiß besser unterhalte, und daß es ihr peinlich sei, denken zu müssen, daß er sich, um nicht unfreundlich zu erscheinen, einen Zwang auferlege, indem er ihre Ein-

ladungen annehme. Der Bruder aber hatte sie eines Bessern überzeugen wollen, und ihr gesagt, daß Karl immer den Abend zu Hause sei, und alle Einladungen seiner Bekannten ausschlage.

„Wieder ein Beweis, daß er ungern ausgeht, und man ihn daher nicht zwingen darf.“ Er weiß, hatte sie hinzugefügt, „daß er mir immer angenehm ist, und kann daher ob ich nun Besuch habe oder nicht, auch ungeladen zu mir kommen.“

Dubois, der das Verhalten der Schwester also nur der Bescheidenheit zuschrieb, drang jetzt wie gesagt in Karl, von der heutigen Soirée zu sein.

„Aber ich bin ja gar nicht eingeladen“ antwortete Jener.

„Meine Schwester hat es nur aus Diskretion unterlassen, wenn Sie ihr aber diese Ueberraschung gönnen wollen, werden Sie sehen, wie sehr Sie sie damit erfreuen werden. Ich komme also heute Abend und hole Sie in meinem Wagen ab.“ Dies sagend verließ er das Zimmer.

Karl mußte nun, wenn er nicht unfreundlich sein wollte, den Abend bei Frau von Lincourt erscheinen. Er wunderte sich, als er sich bei diesem Gedanken auf einem Gefühle der Freude ertappte.

Zehntes Kapitel.

Die Eifersucht.

Als Karl bei Frau von Lincourt eintrat, saß diese am Klavier und sang die große Arie aus Robert. Sie sah nicht sein Eintreten, denn ihre drei Gäste, die Vicomtesse Marignac, deren Gemal, und Graf Raynemont hatten sich um das Instrument gruppirt. Dubois und Karl stellten sich hinter sie, bis die Arie beendet war. Letzterer war von dem bezaubernden Gesange viel zu bewegt, um seine Bewunderung mit den Andern auszusprechen, und doch wußte sie wer hinter ihr stand, nur hätte sie sich nicht um eine Welt umwenden mögen.

Da rief ihr Bruder: „rathe einmal Gabriele, wen ich Dir mitgebracht?"

Die Purpurröthe, die ihr Gesicht bedeckte, zeigte, daß sie ihn errathen, aber sie fragte, wen er meine. Zwei Person wurden davon, jedoch auf verschiedene Weise schmerzlich bewegt; die eine war Lucien de Raynemont, die andere Karl. Der Graf litt, weil er zu sehen glaubte, daß die schöne Witwe ein lebhaftes Gefühl für einen Andern empfinde, dieser Andere aber noch mehr, weil er dasselbe nicht erwidern konnte. Jetzt näherte er sich Gabrielen, deren Verwirrung sichtbarer wurde, und sagte, sich tief verbeugend:

„Gnädige Frau, verzeihen Sie meine ungebetene Erscheinung, aber Ihr Herr Bruder —"

„Ja," fiel ihm dieser ins Wort. „Ich meinte, daß Sie meine Schwester durch Ihre Gegenwart erfreuen würden, und ist es nicht so?" fragte er Gabrielen, die sich unterdessen gefaßt, und Karl mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit begrüßte.

Es kamen andere Gäste herein, die sie in Anspruch nahmen; Jener wandte sich nun zu Lucien de Raynemont, der, nachdem er ihm eine kurze und schroffe Antwort gegeben, sich plötzlich und unhöflich genug von ihm abwandte. Erstaunt sah Karl ihm nach. Er hatte den jungen Mann ein paar Mal bei Frau von Lincourt getroffen, und ihn immer höflich und zuvorkommend gefunden.

„Was war denn jetzt plötzlich geschehen, das ihn so verändert?" diesen Gedanken ließ ihn bald die liebenswürdige Vicomtesse Marignac vergessen, die ihn in ein interessantes Gespräch hineinzuziehen wußte. Da trat Herr Dubois zu den Beiden, indem er der Vicomtesse lachend sagte: „Sie müssen mir verzeihen, wenn ich Ihnen Ihren Ritter entführe, denn die Gesellschaft sendet mich zu ihm mit der Bitte, uns ein deutsches Lied vorzutragen."

„Das ist recht, wenn der Arzt das thut, kann der Patient sich nicht mit Heiserkeit, Kopfweh, noch mit anderem Unwohlsein entschuldigen," lachte der Vicomte, der sich zu ihnen gesellt hatte.

Karl willfahrte gern dieser Bitte, er hätte sich auch nicht geweigert, selbst wenn es nicht sein Arzt gewesen, der ihn aufgefordert, und gern hätte er mehr gethan, um sich angenehm, und Anderen eine Freude zu machen. Er sang also einige Kursch-mann'sche und Schubert'sche Lieder, die sehr gefielen. Da sagte Jemand, daß auch Frau von Lincourt deutsche Lieder sänge.

„O da könnten Sie ja mit dem Grafen ein Duett singen", sprach die Vicomtesse, Gabrielen's Hand erfassend.

„Z. B. Wenn die Schwalben heimwärts ziehen" rief ihr Bruder.

Sie trug das Gewünschte mit einem ganz besondern Zauber vor. Noch nie hatte ihre Stimme so lieblich geklungen. Die Gesellschaft war entzückt und bat um andere Duette; der Abend verging Allen schnell und angenehm. Nur Luciens Gesicht wurde immer finsterer, Gewitterwolken sammelten sich auf seiner Stirn, und entluden sich in bittern Worten, die er im Nebenzimmer halblaut an einen Freund richtete; Karl, der von einer Portière ver-hüllt, an der Thür stand, hörte diese.

„O könnte ich mich an dem Deutschen rächen," sprach Lucien. „Sahst Du, Theodor, wie bewegt sie war, als er sich ihr näherte? Sie konnte ihn nicht sehen, und doch wußte sie, daß er sich, wie ein Dieb hinter ihren Stuhl geschlichen, und dann, als er

sie anredete, flog etwas wie Freude und Schmerz über ihr Gesicht, o, dieser gemeine, gemeine Deutsche! Er soll mich noch kennen lernen, er, der mir das Herz dieses Engels geraubt," fügte Lucien zähne-knirschend hinzu.

„Aber lieber Freund," sagte Baron Theodor de Rochemerle beruhigend, „Du überläßt Dich da einem falschen Wahn, ich glaube nicht, daß sie je anders für Dich gefühlt, als sie es jetzt thut. Du warst und bist ihr lieber Vetter, aber, wie ich glaube, nichts mehr."

„Sie hat mich früher freundlicher behandelt, und gewiß auch wärmer für mich gefühlt."

„Freundlicher behandelt? Wohl möglich, denn Du machst Dich ihr jetzt ziemlich unangenehm, aber wärmer gefühlt? das kann ich nicht glauben. Ihr habt als Kinder zusammengespielt, Deine Mutter war auch eine für sie, und sie hat mir oft gesagt, daß sie die Zuneigung einer Schwester für Dich empfindet, auch habe ich gesehen, daß sie Dich stets als Bruder behandelte; und wärst Du nicht mit Deinen tollen Launen hervorgetreten, so würde sie dieses gewiß jetzt auch noch thun."

„Ich will aber nicht als Bruder behandelt werden," sagte der leidenschaftliche junge Mann, die Stimme erhebend.

„Chut Lucien, das ist nicht der Ort, ein solches Gespräch zu führen."

„Du hast recht, ich verliere die Selbstbeherrschung," und Lucien erhob sich aufgeregt.

Karl zog sich mit schwerem Herzen aus der Gesellschaft zurück. Es that ihm wehe zu denken, daß noch Andere Gabrielen's Bewegung bemerkt, und daß ein zweites Herz litt, und dieses Bitterkeit, ja Haß gegen ihn empfand, gegen ihn, der es doch so gern glücklich gesehen.

„Aber wenigstens in dieses Verhältniß habe ich durch mein Erscheinen nicht störend eingegriffen," dachte er, „denn ich weiß, daß Gabriele für den Vetter nur eine ruhige Freundschaft empfunden, und so wie ich sie kenne, auch nie etwas anderes für denselben fühlen kann. Aber es ist Zeit, daß ich Paris verlasse, wenn nur der verhängnißvolle Monat schon vorüber wäre," und Karl seufzte. „Ehe ich aber gehe, will ich ihr von meiner Liebe zu Theresen sprechen, dann allein wird Alles klar und doch geschieden zwischen uns sein. Ja das will ich thun, und das, sobald als möglich."

Diese Absicht brachte ihn schon den folgenden Tag wieder in Gabrielen's Haus. Er fand sie in ihrem Boudoir, mit der kleinen Agnes spielend. Welch ein bezauberndes Bild boten nicht Mutter und Tochter dar. Beide waren erhitzt, und das Kind athemlos, denn sie hatten Katz und Maus gespielt. Agnes wollte jetzt durchaus das Spiel fortsetzen, und der bon ami sollte von der Partie

sein. Nur mit Mühe konnte man ihr dieses ausreden. Endlich sagte sie, indem sie Karl das Händchen entgegenstreckte:

„Nun gut, ich will Mama's artiges kleines Mädchen sein, und das Spiel aufgeben, wenn Sie mir versprechen, jetzt öfter Mütterchen zu besuchen, die viel hübscher und froher aussieht, wenn Sie da sind, nicht wahr Mamachen?" und das Kind umfaßte liebkosend die Mutter, die ihr erröthendes Gesicht an der Schulter der Kleinen zu bergen suchte, ihr aber einen Augenblick später in fast strengem Tone befahl, zu der Wärterin zu gehen, um die sie läutete.

„Aber Agnes war ja nicht unartig," sagte das Kind in weinerlichem Tone, „oder war sie es?" und sie sah abwechselnd die Mutter und Karl an, die Beide verlegen genug aussahen.

In diesem Augenblicke trat die Wärterin herein, der Gabriele das Kind übergeben wollte, dieses aber klammerte sich an die Mutter, und rief: „O nein, Agnes will artig sein, Agnes will nicht gerade fortgehen, wenn bon ami erst gekommen ist."

„Lassen Sie sie doch hier bleiben," bat Karl, indem er das kleine Mädchen auf das Knie setzte.

Gabriele willigte ein, jedoch nur unter der Bedingung, daß Agnes sich mit einigen Spielsachen ruhig verhalten möge. Das Kind versprach Alles, was man wollte und hielt auch Wort.

Karl erzählte nun, wie Herr Dubois ihn nicht mehr in eine südlichere Gegend, sondern nach Verlauf eines Monats, in die Schweiz schicken wolle. „Mir ist das auch lieber," fügte er hinzu, „denn da ich nicht in die Heimat zurück kann (und ich habe Gründe, die mich dieses nicht einmal wünschen lassen), ziehe ich die Schweiz jeder andern Gegend vor. Werde ich aber jemals gern mein liebes Oesterreich wieder sehen?" fuhr er nach einer Pause fort.

„Sie müssen aus dem Vaterlande trübe Erinnerungen mitgenommen haben, da Sie daran zweifeln können," sagte mit leiser Stimme Gabriele.

„Die Erinnerungen waren schön, sehr schön! aber die spätern Nachrichten" — — — — Karl stockte.

„O mein Freund," rief Frau von Lincourt; „wie leid ist es mir, gestern durch meine deutschen Lieder, die Ihnen das Vaterland deutlicher zurückriefen, auch vielleicht schmerzliche Fibern berührt zu haben!"

„O nein, Sie haben mir wohlgethan, wie Sie es ja immer thun! Auch gestern haben Sie einen meiner heißesten Wünsche erfüllt; Sie ließen mich nämlich Klänge hören, die mich an eine liebe Zeit in der Heimat erinnerten. Und wenn ich Sie bitten dürfte, mir das schöne Lied von Weihrauch: „Nach Osten geht's, nach Osten" noch

einmal vorzusingen, würden Sie mich wahrhaft erfreuen."

„Also von Weihrauch ist es? Ich dachte es seien die Adieux von Schubert, denen man fremde Worte untergeschoben."

„Im Gegentheile," sprach Karl lächelnd.

„Ihre Landsleute haben da einen kleinen Raub begangen, indem sie den Ruhm, dieses schöne Lied componirt zu haben, dem Liefländer wegnahmen, und, französische Worte unterschiebend, Schubert aneigneten."

„So, also der Componist war aus den Ostseeprovinzen?"

„Ja, ich aber habe ihn in Dresden kennen gelernt. Der arme Mann liebte die Wissenschaft so sehr, daß er, um sich derselben gänzlich zu widmen, lieber gute Posten, die man ihm anbot, ausschlug, und vorzog, ein Leben voll Entbehrungen zu führen, als seine Studien zu vernachlässigen."

„Es interessirt mich, was Sie von ihm sagen, und ich will das Lied nicht mehr mit den französischen Worten singen, obzwar diese mir gut gefallen. Wollen Sie jetzt die deutschen hören?" Und Frau von Lincourt setzte sich ans Klavier und sang mit Gefühl das hübsche Lied, das Karl so lebhaft an die Heimat erinnerte, denn auch Therese hatte es ihm ja so oft vorgesungen.

Als Gabriele geendet, setzte sie sich still neben

ihn; sie sah, daß er in tiefe und schmerzliche Gedanken versunken war. Endlich sprach sie mit unterdrückter Stimme: „Es ist mir leid, mein Freund, wenn ich von neuem trübe Erinnerungen in Ihnen erweckte."

„Nein, nein, Sie haben wieder glückliche auftauchen lassen; o, hätte ich doch nie das schöne Vaterland verlassen!" fügte er seufzend hinzu, „mein Glück wäre mir dann vielleicht geblieben."

„Und darf Ihre Freundin nicht wissen, was Sie bedrückt?" fragte Gabrielen's zitternde Stimme.

„Ja," sagte er, indem er ihre Hand ergriff.

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf, und Lucien de Raynemont trat herein.

„O ich störe, ich störe," sagte er, indem er einen wilden Blick auf Karl warf, der noch immer Gabrielen's Hand in der seinigen hielt; diese zog sie jetzt aus der Karl's und reichte sie unbefangen dem Vetter, der sich tief vor ihr verbeugte, ohne jedoch dieselbe zu berühren, dann sagte er in ceremoniellem Tone: „Entschuldigen Sie, gnädige Frau, (er hatte sie früher immer beim Taufnamen genannt), daß ich unangemeldet hereintrat, der Diener sagte, Sie hätten Besuch, und da glaubte ich — —"

„Daß auch Sie willkommen wären, mein lieber Lucien, und da haben Sie sich nicht geirrt."

„Doch, doch, und da ich mich erinnere, noch vor Tisch einen nothwendigen Geschäftsgang und

einige Visiten machen zu müssen, so werden Sie verzeihen, wenn — — —" und er verbeugte sich abermals tief vor der Cousine, grüßte jedoch Karl ebenso wenig wie beim Hereintreten, und verschwand.

„Armer Lucien," sagte Gabriele mitleidig die Achseln zuckend, „er hat heute wieder eine seiner Launen, die er in letzter Zeit öfter gezeigt; aber kehren wir lieber zu dem vorigen Gespräch zurück," und sie winkte ihrem Gaste, der beim Eintritt Lucien's aufgestanden war, wieder Platz zu nehmen.

„Jetzt nicht, die Erscheinung Ihres armen Vetters hat mich sehr aufgeregt."

„Und warum arm? Lucien ist keineswegs zu bedauern."

(Die schöne Frau ahnte bis jetzt nichts von dessen Liebe für sie).

„O sehen Sie denn nicht, wie und warum er leidet? Und weil sein Schicksal mich an das meinige erinnert, berührt es mich so schmerzlich, denn auch ich," fügte er nach einer Pause hinzu, „liebe eine Jugendgespielin, ohne daß ich mir, jedoch ihre Zuneigung gewinnen konnte. Jetzt kennen Sie mein Geheimniß." Dies sagend floh er aus dem Zimmer und Hause.

Arme Gabriele, was in dir nun vorging, war gewiß bitterer, als das, was Diejenigen empfanden, die dich eben verlassen.

Eilftes Kapitel.

Verschiedene Ansichten über das Duell.

Acht Tage nach dem obenerwähnten Gespräche mit Frau von Lincourt betrat Karl ein Gasthaus, in welchem er zuweilen speiste. Heute saßen nur fünf Personen an der table d'hôte, Graf Raynemont und sein Freund Baron Theodor de Rochemerle gehörten zu diesen. Karl grüßte die Gäste, die (außer Lucien, der ihn nicht zu sehen schien), seinen Gruß höflich erwiederten. Nun setzte er sich neben Theodor, den er gut kannte, und dessen Gesellschaft ihm angenehm war; es entspann sich bald zwischen ihnen ein ernstes Gespräch an dem die anderen Herren, immer Lucien ausgenommen, auch Theil nahmen. Die Unterhaltung wurde lebhaft.

Da ein Schriftsteller unter ihnen war, drehte sich die Conversation zum größten Theil um die Literatur.

Die höflichen Franzosen ließen der deutschen vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren.

Da endlich rief Lucien in wegwerfendem Tone: „O mir ist die deutsche Literatur, sowie die ganze Nation im höchsten Grade zuwider."

„Und warum das?" fragte Karl ruhig.

„Weil der Geist, der in ihren Schriften weht, ein ungesunder ist, und die ganze Nation fast nur aus albernen Schwärmern besteht."

„Ein Beweis, daß Sie weder die Deutschen, noch ihre Literatur kennen," entgegnete Karl immer ruhig.

„Ich kenne sie wohl," rief hier der Franzose heftig, „und einige Individuen sind mir so zuwider, daß ich ungern mit ihnen im selben Zimmer bleibe," dies sagend sprang er von seinem Stuhle auf und wandte sich zur Thür.

Karl und die anderen Herren erhoben sich nun auch von ihren Sitzen.

Ersterer vertrat Lucien den Weg, indem er sagte: „Derjenige der Ihnen so zuwider ist, daß Sie nicht an einem Tisch mit ihm sitzen können, hält es jetzt für seine Pflicht, Sie aufmerksam zu machen, daß nur Sie, bei Ihren unbesonnenen und unhöflichen Reden, die von Ihnen an den Haaren herbeigezogen wurden, in den Augen dieser Ehrenmänner verlieren können; daher rathe ich Ihnen, ein ander Mal zu überlegen, ehe Sie sprechen."

„Wie wagen Sie mir dies zu sagen?" rief Lucien im höchsten Zorn. „Uebrigens fügte er mit spöttischem Lachen hinzu, wenn Ihnen meine ausgesprochene Meinung nicht gefällt, so wird Ihnen dieses zeigen, wo Sie mich finden können," und er warf eine Visitkarte mit seiner Adresse vor Karl's Füße. „Jede Satisfaktion soll Ihnen werden." dies sagend, stürmte er zur Thüre hinaus.

Karl hob die Karte nicht auf, sondern zuckte

nur leicht mit den Achseln, indem er sprach: „Das ist ein unerzogener Mensch, der nicht im Stande ist, einen Ehrenmann zu beleidigen.“

„Sie werden doch nicht,“ rief ein alter General, „die Ungezogenheiten dieses Burschen einstecken?“

„Ich weiß nicht, was Sie darunter meinen, mich haben dieselben kaum berührt.“

„Nun, wir Franzosen würden uns so etwas nicht gefallen lassen,“ rief ein Anderer von den Anwesenden, indem er mit einem spöttischen Lächeln das Zimmer verließ.

„Er hat recht,“ sagte der General mit Betonung.

„Auch viele von meinen Landsleuten würden von dem Grafen Satisfaktion verlangen,“ erwiderte Karl ruhig. „Andere aber, wie z. B. ich, die mehr Gott, als den Menschen zu mißfallen fürchten, werden sich immer scheuen, mit kaltem Blut eine Todsünde zu begehen, und daß ein Duell eine solche ist, werden Sie, meine Herren, doch wohl einsehen.“

„Diese Ansichten theilen wir nicht“ rief der General.

„Uns ist unsere Ehre theuer,“ sagte sein Begleiter, ein verabschiedeter Major.

„Mir auch, davon seien Sie überzeugt, mein Herr,“ erwiderte Karl mit Würde, „nur glaube ich nicht, daß eine Beleidigung, die uns widerfährt

durch eine, die wir Gott zufügen, gesühnt wird, und zwar, durch solch eine, die vielleicht die Reue unmöglich macht, da man in einem Duelle, mit einem Morde auf dem Gewissen, plötzlich vor Gottes Richterstuhl gerufen werden kann."

„Und das wäre Ihnen nicht angenehm," sagte mit Verachtung der, welcher zuletzt gesprochen.

„Sie haben recht, mein Herr, aber nicht, weil ich den Tod fürchte, sondern in der Sünde zu sterben. Auf dem Schlachtfelde würden Sie mich sicher nicht unter den letzten finden."

„Das kann ein Jeder sagen," brummte der Major, „besonders wenn kein Krieg zu erwarten ist."

„Sie wollen mich insultiren, mein Herr, und das ist immer unedel; besonders aber nach dem Bekenntnisse, das ich eben abgelegt; vielleicht werden Sie jedoch einmal Ihr Unrecht einsehen." Und Karl verließ nach einer kalten Verbeugung das Zimmer.

Kaum hatte er einige Schritte im Freien gemacht, als er hastige Tritte hinter sich hörte, er wandte sich um, und erkannte Theodor de Rochemerle, der freundlich seine Hand ergriff, indem er sagte: „Sie sind ein edler Mann, der heute mehr Muth gezeigt, als man es vielleicht in zehn Duellen vermag, und das habe ich auch soeben den Herren gesagt, wie auch, daß ich Sie um Ihre Freundschaft ersuchen will. Werden Sie mir dieselbe abschlagen?"

„O gewiß nicht," und beide junge Männer schüttelten sich herzlich die Hände, dann schlenderten sie Arm in Arm, unter ernstem Gespräche nach Karl's Wohnung.

Lucien wartete den ganzen Tag mit Ungeduld auf dessen Abgesandten, der ihn in seinem Namen fordern sollte. Als aber kein Solcher kam, gerieth er in großen Zorn, nannte Karl einen Feigling, und schwur, daß er ihn schon zu einem Duelle zwingen werde.

Zwölftes Kapitel.

Karl's Abreise.

Einige Tage später empfing Karl den Besuch von Herrn Dubois, der heute gegen seine Gewohnheit finster drein sah, und seinem Patienten rieth, das schöne Wetter zu benützen, um sobald als möglich die Reise in die Schweiz anzutreten.

„O ich bin froh, daß Sie mir dieses jetzt schon erlauben," rief Jener, „denn obgleich es mich betrübt, mich von meinen Freunden zu trennen, so sehne ich mich doch nach einem Ort- und Luftwechsel."

„Ich bin überzeugt, daß dieser jetzt nothwendig geworden, besonders da ich erfahren, daß mein leidenschaftlicher Vetter Ihnen überall auflauert, um Sie zu insultiren, und auf diese Weise zu

einem Duelle zu zwingen. Er scheint Sie zu hassen, und doch begreife ich nicht, was Sie gethan haben können," meinte der Arzt kopfschüttelnd, „um solch ein Gefühl, in dem zwar hochmüthigen, aber sonst nicht bösartigen Menschen zu erwecken."

„Ich bin mir nicht bewußt, ihn je beleidigt oder gekränkt zu haben," erwiderte Karl erröthend, denn ihm fiel die Ursache von Lucien's Abneigung ein, dann fuhr er lebhafter fort: „Aber wie können zwei Vettern so ungleich sein, wie Sie und Graf Raynemont?"

„Das macht wohl unsere verschiedene Erziehung, denn Lucien wurde bis zu seinem siebzehnten Jahre auf dem Schlosse seiner Eltern erzogen, wo ihm der Vater, und die Lehrer täglich erzählten, daß er ein vornehmer Herr und reicher Erbe sei, und was auch seine vernünftige Mutter that, um diesem bösen Einflusse entgegen zu arbeiten, so gelang es ihr doch nicht, denselben ganz unschädlich zu machen."

„Aber Sie, mein lieber Dubois, wurden Sie nicht auch auf Schloß Raynemont erzogen?"

„Nein, nur meine Schwester, denn als mein Vater starb, war ich schon im Alter, eine Universität beziehen zu können. Ueberdieß hätte mich der Onkel auch nicht gern ins Haus genommen, denn er schämte sich meiner bürgerlichen Art und Weise, die ihn, wie er sagte, nur zu sehr an meinen Vater erinnerte, dem er nie verzeihen konnte, das Herz

meiner Mutter, einer Baronesse Martignac gewonnen zu haben."

Meine Tante, eine ausgezeichnete Frau, dachte darin anders, denn ich hörte sie oft zu dem Gatten sagen: „Doctor Dubois (mein Vater war Arzt wie ich), machte meine Schwester sehr glücklich, und das ist doch am Ende die Hauptsache. Diese vortreffliche Frau, hat auch durch Rath und Beispiel, meine Schwester zu einem so frommen, und liebenswürdigen Wesen erzogen, daß selbst mein Onkel sie warm ins Herz schloß, so daß er, ihre bürgerliche Geburt vergessend, sie gern an seinen ältesten Sohn verheiratet hätte, der ein hoffnungsvoller und begabter junger Mann, und meiner Schwester sehr zugethan war. Aber die fromme Tante hätte dieses nie zugegeben, noch hätte meine Schwester sich je dazu verstanden, da unsere heilige Kirche die Ehe zwischen nahen Verwandten mißbilligt. Auch mein Vetter, der ihre Handlungsweise begriff, ergab sich geduldig darein, reichte aber Niemand andern die Hand."

„Was ist denn aus ihm geworden?" fragte Karl mit Interesse.

„Er ist leider an der Cholera gestorben, welche im vorigen Jahre auf seinen Gütern sehr grassirte, die er aber dennoch nicht verlassen wollte, um seinen Bauern in dieser Bedrängniß beizustehen. Ja das war ein echter Edelmann, wie wir deren, Gott sei

Dank noch viele in Frankreich haben. Aber vor seinem Bruder nehmen Sie sich in Acht, er ist ein Tollkopf, und man thut besser, wenn man ihm aus dem Wege geht. — Wann denken Sie also abzureisen?"

„Ich gehe schon morgen."

„Nun, so sehe ich Sie hoffentlich noch heute Abends bei meiner Schwester?"

„Ich weiß nicht, ob meine Zeit es mir gerade heute Abend erlauben wird, aber ich werde auf jeden Fall noch hin kommen, um ihr Lebewohl zu sagen. Auch Sie, mein lieber Doctor, will ich noch besuchen; wann findet man Sie am besten zu Hause?"

„Das ist schwer für einen Arzt zu bestimmen, den Abend jedoch, hoffe ich, wie gesagt, bei meiner Schwester zu sein. Sollten wir uns aber bei ihr nicht treffen, so komme ich noch morgen früh zu Ihnen," dies sagend, drückte er Karl's Hand und ging.

Jener aber beauftragte seinen Diener, die Sachen zu packen, und kleidete sich dann um, um einige Abschiedsvisiten abzustatten; auch zu Frau von Lincourt wollte er jetzt, wo es ihr möglich war, ihre Anwesenheit zu verleugnen, „denn wer weiß", dachte er, „ob es ihr, nachdem was ich ihr anvertraut, nicht ebenso wie mir, lieber ist, ohne Abschied zu scheiden."

Als er sich ihrem Hause näherte, begegnete er Theodor de Rochemerle, der, seinen Arm ergreifend, ihn fragte, wohin er gehe, und ob er sich an ihn schließen könne.

„Warum nicht? ich gehe zu einer Dame, die auch Sie gut kennen, und die, wie sie mir oft gesagt, Freude an Ihrer Unterhaltung findet. Ich will nämlich von Frau von Lincourt Abschied nehmen.“

„Wie, Sie denken jetzt schon Paris zu verlassen?“

„Ja, und Sie werden meine Visitkarte in Ihrer Wohnuug finden, denn ich komme eben von dort.“

„O, das ist mir leid, denn ich hoffte Sie noch öfter zu sehen, und engere Freundschaft mit Ihnen zu schließen.“

„Ich begreife diesen Geschmack nicht,“ rief hier eine Stimme, beide Männer wandten sich um, und erkannten Lucien.

„Sie möchten mich gern reizen, das soll Ihnen aber nicht gelingen,“ sprach Karl, und setzte seinen Weg ruhig fort.

Theodor aber warf einen strengen Blick auf Jenen, indem er sagte: „Ich weiß, daß die Krankheit an der Du leidest, die Leute oft thöricht macht, daher will ich Nachsicht mit Dir haben, und Dir mittheilen, daß Du nichts mehr von Graf Runenthal

zu fürchten hast, denn er reist morgen ab." Dann folgte er Karl'n.

Die jungen Leute fanden Frau von Lincourt nicht zu Hause. Karl aber verlangte Agnes zu sehen, um wenigstens von ihr Abschied zu nehmen. Das Kind weinte bitterlich, als es hörte, daß bon ami schon morgen abreisen sollte.

„O nein, das geht gar nicht," rief das kleine Mädchen schluchzend.

„Was sollen denn Mama und Agnes anfangen, wenn Du, guter Deutscher, fort bist, der Du Mama's kleiner Agnes das Leben gerettet, und den sie so sehr liebt."

„Ja, jetzt wirst Du roth, und wendest Dich weg, ganz wie die Mama, wenn Agnes so spricht. Daher mußt Du auch nicht so reden," und Karl setzte das Kind, das er zu sich erhoben, auf den Boden, und wandte sich verlegen zur Thür.

„O nun hat Dich Agnes böse gemacht," und das Kind lief ihm mit ausgestreckten Aermchen nach.

„Nein, nein, ich bin nicht böse, doch ich habe keine Zeit, ich muß jetzt fort."

„Aber wann wird Dich denn Agnes wiedersehen?"

Karl antwortete nichts auf diese Frage, sondern stürzte zur Thür hinaus. Plötzlich blieb er stehen, und sah sich noch einmal nach dem Kinde um, in=

dem er rief: „Sage der Mama, daß ich nie, nie, ihre Güte vergessen werde.“

Als er die Treppe hinabging, hörte er einen Wagen vor dem Hause halten.

„Wenn sie es nur nicht ist,“ dachte er, aber sie war es; bleich und angegriffen, wie er sie noch nie gesehen. Er ergriff ihre Hand, neigte sich über dieselbe, stammelte etwas recht Unzusammenhängendes von Schutzengel, Dank und Lebewohl, und eilte von dannen. Erst als er sich in der Nähe seiner Wohnung befand, bemerkte er, daß Theodor de Rochemerle, nicht mehr mit ihm war.

Dieser hatte sich schon gleich bei den naiven Bemerkungen der kleinen Lincourt aus Zartgefühl entfernt. Den folgenden Tag fand er ihn auf der Eisenbahn. Sein neuer Freund drückte ihm sein ganzes Bedauern, über ihre Trennung und die Hoffnung aus, daß sie sich bald in der Schweiz wiedersehen würden, denn auch er beabsichtigte sich in zwei Monaten dahin zu begeben.

Karl versprach zu schreiben, und ihn um diese Zeit zu benachrichtigen, wo sie sich treffen könnten, dann schüttelten sie sich noch einmal die Hände, und rasch entrückte der Zug den Reisender den Blicken Theodor's.

Dreizehntes Kapitel.

Eduard's Intriguen und ihre Folgen.

„O das ist ja schön von Ihnen, mein lieber Eduard, daß Sie gekommen sind, mich alten Burschen zu begrüßen," rief General Sonnenberg diesem zu, der ihn auf der Eisenbahn in Wien erwartete. „Verdammte Geschäfte haben mich hierher geführt, und das gerade im Juli, wo es in Waldenau am Schönsten, und meine Gegenwart am Nothwendigsten ist," fügte er polternd hinzu.

„Ich hoffe doch, daß die Geschäfte keine unangenehmen sind?"

„Wie man es nehmen will; eine alte, entfernte Cousine hat mir Einiges hinterlassen, aber ich wollte sie hätte es entweder gar nicht gethan, oder zu einer andern Zeit, z. B. vorigen Herbst, wo meine kleine Therese noch nicht bei mir, sondern in Lilienthal war. Es ist ärgerlich, daß ich mich von Neuem von ihr trennen mußte."

„Und konnte Fräulein Therese Sie nicht begleiten?"

„Wo denken Sie hin? Kann denn ein junges Mädchen im Gasthause viele Stunden allein zubringen, wenn der Vater in der Stadt herumlaufen muß? Nein, ich habe sie zu Runenthal's gebracht, die wieder recht froh waren, sie bei sich zu haben."

„Aber apropos von Runenthal's, Ihr Onkel ist recht besorgt, um Karl'n, der über seine Gesundheit klagt, und recht melancholische Briefe aus Luzern schreibt. Auch die Bergluft scheint ihm nicht gut zu bekommen."

„Seine Melancholie ist begreiflich, der Arme hat Ursache genug dazu."

„Wie! was meinen Sie?" fragte der General besorgt."

„Mein lieber Baron, das ist ein Thema, das Sie nicht gern hören," sagte Jener bedeutungsvoll lächelnd.

„Potzwetter, sind das wieder Anspielungen auf die Französin, können Sie sich denn diesen Unsinn nicht einmal aus dem Kopfe schlagen!"

„Leider ist es kein Unsinn, sondern bittere Wahrheit, die recht traurige Zwischenfälle verursachte. Aber Sie würden mir ja nicht glauben. Doch hier ist mein Wagen, steigen wir rasch ein, wohin soll ich Sie fahren?" Und, nachdem er dem Kutscher die nöthigen Weisungen ertheilt, begann er ein Gespräch über gleichgiltige Dinge.

Baron Sonnenberg, der in tiefe Gedanken versunken war, hörte nicht auf ihn, endlich rief er, Jenem ins Wort fallend, „nun, so rücken Sie mit dem heraus, was Sie mir doch so gern mittheilen möchten."

„Sie irren, Baron, ich spreche lieber nicht davon."

„Ich muß es aber wissen, im Falle die Nachricht Karl betrifft, und wahr ist, denn ich liebe den Jungen, als wäre er mein eigener Sohn."

„Ein Grund mehr, damit Sie sie nicht erfahren."

„Donnerwetter, Sie werden mir doch nicht damit sagen wollen, daß der Junge ein Unrecht begangen."

„Das gewiß nicht, denn er ließ sich von seinen religiösen Begriffen leiten. Das diese nicht die unsrigen sind, konnte ihn ja nicht bestimmen, anders zu handeln."

„Sprechen Sie doch, ich will die ganze Wahrheit erfahren." Und als Jener noch immer zögerte, rief er zornig: „Kann man Sie denn auf keine Weise zum Reden bringen?"

„Sachte, sachte, lieber Baron, wenn Sie es denn durchaus wissen wollen, so ist die Sache diese. Frau von Lincourt liebt, wie ich Ihnen schon einmal zu verstehen gab, meinen Vetter. Der ihrige, der in die schöne Frau ganz vergafft ist, hat dieses bemerkt, mit Karl Händel angefangen, und ihm sehr empfindliche Dinge gesagt, um ihn zu bewegen, sich mit ihm zu schlagen."

„Und?" fragte der General gespannt.

„Karl hat erklärt, daß er sich nicht schlagen wolle, da ein Duell gegen seine religiösen Grundsätze sei, und ist abgereist."

„Das ist nicht wahr! das kann ich nicht glauben!“

„Das dachte ich mir,“ und Eduard zuckte die Achseln.

„Wer hat Ihnen denn diese Lügen mitgetheilt?“

„Ein paar Freunde aus Paris, haben mich mit dem Vorgefallenen bekannt gemacht, denn leider ist die Stadt voll davon.“

„Zeigen Sie mir diese Briefe.“

„Gut, ich werde sie Ihnen bringen.“

Hier hielt der Wagen vor dem „wilden Mann;“ der General stieg aus, und wehrte Eduard, ihm zu folgen.

„Eilen Sie nach Hause, und bringen Sie mir sobald als möglich das Versprochene.“

Eine Stunde später lagen die verhängnißvollen Briefe vor ihm, die Karl's Angelegenheit mit Lucien höchst entstellt wiedergaben. Welchen Eindruck sie auf ihn machten, zeigten genugsam seine bleichen, kummervollen Züge, „das Alles ist ja nicht möglich! kann gar nicht wahr sein, denn wie sollte mein braver Junge sich so verändert haben,“ sprach der General mit zitternder Stimme.

Eduard, den die Leidenschaft für Therese angetrieben, Karl in den Augen des Baron Sonnenberg herabzusetzen, empfand jetzt, beim Anblick seines Schmerzes, doch eine Art Reue, soweit gegangen

zu sein. Sein Herz war noch nicht ganz verstockt, denn er hatte ja die Bahn der Intriguen erst seit Kurzem betreten.

Er sagte daher: „Lieber General, wir können eigentlich Karl's Grundsätze, wenn sie auch nicht die unsrigen sind, keineswegs tadeln, und sie auch nicht der Feigheit zuschreiben, denn wir haben mehr als einmal Gelegenheit gehabt, seinen Muth zu bewundern."

„Das ist wahr, daher kann ich auch nicht an diese Geschichte glauben. Ich will ihm schreiben, und ihn fragen, wie das Alles zusammenhängt, und nur dem glauben, was er mir sagt."

„Aber," fügte er hinzu, „was läßt Sie meinen, daß der Streit wegen Frau von Lincourt stattgefunden? Ich sehe hier nirgends ihren Namen genannt."

„Ich aber, der Lucien de Raynemont kenne, und sein Geheimniß errathen, kann fast mit Bestimmtheit behaupten, daß nur die Leidenschaft für seine schöne Cousine, und die Eifersucht, die Karl ihm schon zu meiner Zeit einflößte, ihn zu solch einem Betragen hinreißen konnten."

„Und er, was mag er für die Französin empfinden?" fragte der Baron, mit sichtlicher Aengstlichkeit mehr sich, als seinen Zuhörer.

„Dieses reizte jenen so, daß er, seine besseren Gefühle unterdrückend, mit großer Bestimmtheit und

scheinbarer Ueberzeugung sagte: „Karl liebt Frau von Lincourt, daran zweifle ich keinen Augenblick."

Der General ächzte, und sank schwer auf einen Stuhl, dann winkte er Jenem, ihn zu verlassen, dieser that es in höchstem Unwillen, denn jetzt hatte er ja, durch die Art und Weise des alten Kriegers, die unumstößliche Ueberzeugung gewonnen, daß dieser die Neigung seiner Tochter kenne, sie begünstige, und wie es ihm schien, auch Grund gehabt, auf die Gefühle Karl's für dieselbe zu rechnen. Nun war jede Reue aus seiner Seele verschwunden, und er hielt sich für berechtigt, alle Minen springen zu lassen, um zu seinem Zwecke zu gelangen, nämlich, den Vetter, aus dem Herzen Theresen's und ihres Vaters zu reißen. Letzterer schrieb unterdessen diese wenigen Worte:

20. Juli.

Lieber Karl!

Mir sind eben einige Briefe aus Paris mitgetheilt worden, in denen man einer unangenehmen Affaire erwähnt, die Du mit Graf Lucien de Raynemont gehabt haben sollst. Sage mir, ob irgend etwas Wahres daran ist, und wenn so, ob Du Grund gehabt, ihn zu fordern, es aber aus religiöser Ueberzeugung unterlassen. Antworte mit umgehender Post, und unumwunden.

Deinem alten Freunde

A. Sonnenberg.

Eine Woche später lag Karl's Antwort in seiner Hand. Der junge Mann erzählte mit großer Freimüthigkeit und Wahrheit das, was sich zwischen ihm und Lucien zugetragen, und hoffte, daß diese seine Grundsätze dem General nicht mißfallen würden. Dieser aber schrieb, daß er nie einen Eidam haben würde, den man ungestraft beleidigen könne, und Jener daher auf Theresen's Hand zu verzichten habe. Des armen Karl's Schmerz beim Durchlesen dieses Briefes war groß wie seine Liebe.

„Und doch konnte ich nicht anders handeln!" sprach er mit einem tiefen Seufzer, indem er den Brief aus der Hand legte.

Aber er hatte damit noch nicht den Leidenskelch geleert, denn er erhielt drei Tage darauf einen Brief folgenden Inhaltes von seinem Vater.

1. August.

Geliebter Sohn!

„Ich weiß nicht, welch schändlicher Bube Deine Angelegenheit mit Graf Raynemont, auf die gehässigste Weise hier ausgesprengt hat. Ich begreife nicht, wie Du zu einem Feinde gekommen bist, aber, daß Du einen solchen haben mußt, ist gewiß. In Wien, St. Pölten und Linz verbreitet sich Deine Geschichte mit Windesschnelle, dabei wird sie entstellt und ausgeschmückt, je nachdem die Leute Dir gewogen oder abgeneigt sind. Auch der alte Sonnenberg hat sie in Wien erfahren, er will mir jedoch

nicht sagen von wem. Sie scheint aber leider auf ihn einen sehr unangenehmen Eindruck hervorgebracht zu haben, was mich recht betrübt, denn ich hatte, da ich Deine Wünsche zu kennen glaube, schöne Pläne für Dich und noch Jemand gemacht. Aber warum sollten diese nicht doch noch in Erfüllung gehen? damit aber das geschehe, mußt Du herkommen, und meinem alten Kameraden in Deiner offenen und einfachen Weise die Thatsachen ganz wie sie waren, mittheilen; überhaupt glaube ich, daß schon Dein bloßes Erscheinen, alle die bösen Gerüchte zum Schweigen bringen wird. Seltsam ist es, daß die Menschen, selbst viele Edle, den physischen Muth höher stellen, als den moralischen, daher verstehen sie auch den Deinigen nicht zu würdigen, der jedoch, wie ich weiß, den physischen keineswegs ausschließt. Daß Theodora und ich darüber anders denken, brauche ich Dir doch wohl nicht erst zu sagen; übrigens habe ich Dir schon damals, als Du mir den Auftritt, mit Graf Raynemont mittheiltest, meine Ansicht darüber und vollste Anerkennung ausgesprochen."

Drei Stunden später.

„Mein armer Karl, ich habe Dir eine recht betrübende Nachricht mitzutheilen. Dein Oberst war nämlich hier, um mit mir über Deine Angelegenheit mit Graf Raynemont zu sprechen. Sie ist ihm, wie allen Andern, sehr entstellt zu Ohren gekommen.

Ich zeigte ihm den Brief, in welchem Du mir diese Geschichte berichtest. Er meinte, daß Deine damalige Handlungsweise aus sehr achtungswerthen Grundsätzen entsprungen sei, bedauerte aber, daß die Welt mit ihren Vorurtheilen diese nie zu schätzen wissen wird, und fügte hinzu, daß da alle Deine Kameraden so dächten, er Dir nur als Freund rathen könne, zu quittiren.

Also dahin ist es gekommen, mein theurer Sohn, daß, wenn Jemand, aus Liebe zu Gott, den Muth hat, etwas Außergewöhnliches zu thun, und sei es auch noch so edel, wenn es aber nicht mit den alten verrosteten Ideen der thörichten Menge, über Ehre, die oft in der That nichts als Schande ist, zusammenstimmt, dieselbe nach Steinen greift, um sie auf den zu werfen, der es gewagt, aus ihren Gesetzen zu treten. Und, welche sind ihre Beweggründe? Eigenliebe, nichts als Eigenliebe. Was kümmert es die Weltlichgesinnten, wenn sie für eine, oft geringfügige Beleidigung, einem Nebenmenschen das Leben nehmen, oder Schuld sind, daß ihnen dasselbe geraubt wird? Das ist ja in ihren Augen kein Mord, sondern eine achtungswerthe Handlung, und wehe dem, der anders denkt.

„Wie,“ meinen sie dann, „darf man uns, die wir an dem alten Hergebrachten hängen, entgegentreten? das was wir für ehrenhaft halten, als sündlich bezeichnen? Uns quasi meistern wollen?

Nein, das geben wir nicht zu. Solch Einen stoßen wir aus unserer Mitte," und damit glauben sie, etwas Großes und Ehrenhaftes gethan zu haben. Diese armen Menschen dauern mich, aber auch Du, mein verkannter Sohn, denn ich weiß, daß der Abfall Deiner Kameraden Dich sehr schmerzen wird. Doch tröste Dich, auch sie werden einmal ihren Irrthum einsehen.

Ich habe jetzt meine Meinung über Deine Rückkehr ins Vaterland geändert, und glaube, daß Du besser thust, erst im Winter herzukommen, wo Dich wie immer mit offenen Armen empfangen wird

Dein Vater

Ferdinand Runenthal.

Vierzehntes Kapitel.

Karl tritt in päpstliche Dienste.

„Ist Ihnen etwas, lieber Karl?" fragte Theodor de Rochemerle diesen, als er ihn heute trauriger als gewöhnlich fand.

Er hatte schon seit vierzehn Tagen mit Besorgniß bemerkt, daß des Freundes trübe Stimmung täglich zunahm, heute aber fiel sie ihm mehr denn je auf.

Statt aller Antwort, reichte Jener ihm den Brief des Vaters.

„O das ist abscheulich!“ rief der Franzose, nachdem er ihn durchlesen, „aber so etwas würde auch bei uns geschehen, und wahrscheinlich noch in andern Ländern, denn die Welt ist so in ihre armseligen irdischen Anschauungen und Grundsätze versunken, daß sie das Außergewöhnliche nicht begreift, und noch viel weniger, daß es Leute gibt, die ihre eingebildete Ehre Gott zum Opfer bringen. Aber was gedenken Sie jetzt zu thun?“

„Natürlich werde ich den Rath des Oberst befolgen, und um meinen Abschied ansuchen.“

„Und dann?“

„Ja das weiß ich nicht, was dann geschieht,“ und Karl stützte sich gedankenvoll auf das Geländer seiner Veranda, und blickte auf die schöne Landschaft Luzern's herab.

Theodor aber durchschritt mehrere Male sehr aufgeregt den Balkon, dann trat er zu dem Freunde und legte seine Hand auf dessen Schulter, indem er sagte: „Ich wüßte ein Auskunftsmittel.“

„Nun, und das wäre?“

„Treten Sie in die Dienste des heiligen Vaters.“

„O das ist ein Gedanke, den Gott selbst Ihnen eingegeben, und den ich sofort ausführen werde. Heute reiche ich meinen Abschied ein, und morgen trete ich meine Reise nach Rom an, denn nur aus meinem eigenen Munde, soll der heilige Vater, der

mir schon früher viel Güte gezeigt, meine Geschichte erfahren; dann wird er urtheilen, ob er meine Dienste brauchen kann, oder nicht."

„Auch ich gehe mit Ihnen, denn schon lange wünschte ich Papst Gregor XVI. kennen zu lernen."

Vier Wochen später erfuhr Therese Sonnenberg durch die Zeitung, daß Karl Runenthal in die päpstliche Garde getreten sei. Ihre Freude war unbeschreiblich, denn Niemand hatte wohl mehr wie sie, unter der, Karl'n widerfahrenen Ungerechtigkeit gelitten. Ihr Schmerz, über diese hatte sich so unverholen gezeigt, daß es den Vater, wie auch Runenthal's vollkommen über ihre Gefühle aufklärte.

Ersterer hatte durch Strenge diese zu unterdrücken gesucht, indem er der Tochter vorgestellt, wie unweiblich es sei, das Herz Jemandem zu schenken, der es so wenig verdiene als Karl.

Da aber zum ersten Male, hatte sich Therese gegen des Vaters Meinung aufgelehnt, indem sie fast heftig gesagt:

„Papa, wenn Du mir verbietest, Freundschaft für Ihn zu empfinden, oder an ihn zu denken, so will ich mich mühen, Dir darin gehorsam zu sein; aber ihn als Feigling betrachten, ihn, der lieber alle Unbill über sich kommen läßt, als einen Akt zu begehen, der Gott mißfällt, nein, das kann und will ich nicht."

Dann hatte der Vater, wiewohl mit blutendem Herzen, (denn er dachte sein Kind auf diese Weise zu heilen), ihr das mitgetheilt, was er durch Eduard von Karl's und Frau von Lincourt's Gefühlen erfahren; darauf hatte sie still weinend geantwortet: „Wenn er nur glücklich ist, so denke ich, werde ich es auch sein."

Seitdem wurde nie mehr zwischen Vater und Tochter Karl's Name genannt. Auch jetzt wollte sie nicht von ihm reden, und doch war ihr darum zu thun, daß der Vater die günstige Veränderung in dessen Schicksal erfahre, denn sie war stolz und glücklich ihn in der Garde des Papstes zu wissen und zu denken, daß er auf diese Weise, wenn es Noth thäte mit Aufopferung seines eigenen Lebens, das des heiligen Vaters vertheidigen könne. Sie legte daher das Zeitungsblatt still vor den Vater hin und verließ rasch das Zimmer.

Als sie Jenen wieder sah, schwebte ein freundliches Lächeln auf seinen Lippen, und, ihr die Hand reichend, sagte er gütig:

„Ich freue mich, daß er so gehandelt, und wünsche nur, daß er Gelegenheit finde, sich auszuzeichnen."

„Gott wird sich schon seines Kämpen annehmen", und sie küßte des Vaters Hand.

Von diesem Tage an, kehrten die Rosen wieder auf ihre Wangen zurück, und wenn sie auch

nicht mehr das fröhliche Kind von ehemals war, so lag doch fast immer über ihr ganzes Wesen eine sanfte Heiterkeit ausgegossen, die sie schöner als je erscheinen ließ, und ein unwiderstehlicher Magnet für Alle war, die sich ihr näherten. Aber von Karl vermied sie mit Jedermann, außer mit Graf Runenthal und Theodoren zu reden.

So standen die Dinge, als Weihnachten herannahte, und Eduard in Lilienthal erschien. Wieder wurde er mit aller Herzlichkeit empfangen, denn sein Onkel ahnte nicht, daß er es gewesen, der Karl's Angelegenheit mit Graf Raynemont ausgesprengt.

Eigentlich wußte es Niemand so recht, denn Eduard hatte die Sache so fein angelegt, daß es fast unmöglich war, ihn zu beargwohnen. Er schien sogar oft — seinen Vetter zu vertheidigen, und mehr als eine Lanze für ihn zu brechen, aber es geschah immer auf eine Weise, die Karl'n mehr schadete als nützte; und doch durchschaute ihn, wie gesagt, fast Niemand, außer Therese; daher verabscheute sie ihn auch aus allen Kräften, und begegnete seinen Bemühungen ihr zu gefallen, mit etwas, das sehr der Verachtung ähnlich sah.

Aber Jener ließ sich davon nicht abschrecken, sondern belästigte sie rückhaltsloser denn je, mit seinen Aufmerksamkeiten, denn er wollte auf diese Weise jeden andern Bewunderer abschrecken. Das

gelang ihm auch bis auf Graf Stein. Therese wurde bald mit ihm gepaart, und, zu ihrem höchsten Verdruß, von ihren jungen Freundinen oft deßhalb geneckt.

Fünfzehntes Kapitel.

Eduard's fernere Intriguen.

Bevor Eduard abreiste, hielt er förmlich beim General um die Hand der Tochter an. Dieser sagte ihm, daß er ihn zwar gern zum Eidam hätte, aber überzeugt sei, daß, da er bei Theresen kein Glück gemacht, diese ihn sicher zurückweisen würde, und er ihm daher rathe, sich die ganze Sache aus dem Sinn zu schlagen.

„Aber," fragte Eduard, „bleibt mir denn gar keine Hoffnung? Glauben Sie nicht, daß die Zeit Fräulein Theresen's Vorurtheile beseitigen kann?"

„Aufrichtig gesagt, nein, sie hält Sie für ungerecht, und wirft Ihnen Lieblosigkeit gegen den Vetter vor, denn ich weiß, daß das Mädchen sich einbildet, daß Sie die Geschichte mit Graf Raynemont nicht allein mir, sondern auch noch vielen Andern mitgetheilt, und auf diese Weise überall ausgesprengt haben. Das kann ich freilich von Ihnen nicht glauben, und mir darf sie auch so was gar nicht vorbringen, aber ich merke ihr ihre Gesinnung

wohl an. Uebrigens hörte ich auch gestern aus dem Nebenzimmer, wie sie Theodoren sagte, als diese von dem Stiefsohne und der Ungerechtigkeit sprach, die die Gesellschaft ihm gegenüber bewiesen.

„Das empörendste aber dabei ist, daß ein naher Verwandter all das Elend über ihn gebracht.“ Und als Theodora sie fragte, wen sie darunter meine, antwortete sie sehr aufgeregt: „Frage mich nicht, ich will ihm in euern Augen nicht schaden. Uebrigens habe ich auch keine Beweise, nur mein Herz und sein falscher Blick sagen es mir.“

„Doch verzeihen Sie, lieber Eduard“ fügte der General hinzu, „daß ich die Worte des albernen Mädchens so treu wiederhole, ich wollte Ihnen dadurch nur den Beweis liefern, daß Sie von ihr nichts zu hoffen haben.“

„Das ist ja aber entsetzlich, wie kann nur Ihr Fräulein Tochter so etwas von mir glauben, von mir, der ich den guten Karl innig liebe, und auch immer vielfältige Beweise von seiner treuen Freundschaft empfangen, und der sich auch jetzt so warm für meine Liebe interessirt.“

„Was sagen Sie? Karl sich für Ihre Neigung zu meiner Tochter interessiren?“

„Ja, mehr als das, er w ü n s c h t unsere Verbindung, da er weiß, wie glücklich sie mich machen würde.“

„Unmöglich!“

„Warum unmöglich?“ fragte Eduard mit gut gespielter Empfindlichkeit.“

„Weil — aber wann und wie hat Karl Ihnen diesen Wunsch ausgedrückt?“

„O schon im vorigen April in einem Briefe.“

„Zeigen Sie mir diesen Brief.“

„Ich trage ihn nicht bei mir, übrigens stehen Dinge darin, die ich nicht gern — —“

„Nun so zeigen Sie mir nur das, was auf meine Tochter Bezug hat.“

„Gerade das würde mich in Verlegenheit setzen, denn er beurtheilt seine alte Spielgefährtin ein wenig strenge.“

„Mein Lieber, Sie träumen, oder —“ der Rest des Satzes kam selbst dem General zu stark vor, und er hielt inne — dann bemerkte er scharf: „Wenn das aber der Fall ist, wie kann er für Sie eine solche Frau wünschen.“

„Wenn ich sage, daß er sie streng beurtheilt, meine ich, daß er sie für etwas zu kindisch, und vielleicht zu lebensfroh für mich ernsten Menschen hält, daß, da sie aber einmal mein Herz gewonnen, und mein ganzes Glück nur in ihr ruht, er dieses auch für mich wünscht.“

„Nehmen Sie es mir nicht übel, lieber Eduard, ich kann aber das Alles nicht glauben.“

„Nun so werde ich Ihnen seinen Brief zeigen, der diesen seinen Wunsch deutlich ausspricht.“

„Thun Sie das, vielleicht blüht Ihnen dann auch eine Hoffnung in Theresen."

Nachdem Eduard den General verlassen, um den Brief zu holen, verfiel dieser in tiefe und schmerzliche Gedanken, aus denen er durch ein Klopfen an der Thür geweckt wurde. Gleich darauf trat seine Tochter herein, um ihm einen freundlichen guten Morgen zu wünschen.

„Wie! so spät heute, mein Schätzchen! wahrscheinlich lange geschlafen? Nun es ist kein Wunder, denn ich glaubte, daß der gestrige Tanz kein Ende nehmen würde."

„O ich bin schon lange auf, aber ich wußte, daß der widerwärtige Eduard bei Dir war, und da hütete ich mich wohlweislich — —"

„Das ist nicht recht Therese," fiel der Vater ihr ernst ins Wort, „sich so seinen Vorurtheilen hinzugeben, und übrigens ist es auch nicht dankbar, denn Du kannst deutlich genug bemerkt haben, daß er Dich liebt."

„Mich lieben? Gott behüte, Papachen, dieses Unglück kann ja niemals geschehen, da er nur sich zu lieben versteht."

„Und was würdest Du wohl dazu sagen, böses Kind, wenn ich Dir mittheilte, daß er eben um Deine Hand geworben?"

„Daß er sie nie bekommen wird, Väterchen."

„Ja weil Du, wie gesagt, Argwohn und Vor-

urtheile gegen ihn hegst. Du glaubst nun einmal, daß er seinem Vetter geschadet, indem er dessen Geschichte verbreitet."

„Ja, ich glaube, daß er ihn zu Grunde richten wollte," meinte hier Therese in großer Aufregung, indem ihr Thränen in die Augen traten.

„Pfui, mein Kind, das ist unchristlich und lieblos. Uebrigens habe ich ihm diese Deine Meinung mitgetheilt, die ihn sehr geschmerzt. Er aber, um mir zu beweisen, wie gut er mit seinem Vetter steht, und wie sehr Jener sich für ihn interessirt, will mir einen Brief von ihm mittheilen, in welchem er warme Wünsche für des Vetters Glück ausspricht. Du weißt durch das, was ich Dir eben gesagt, worin dieses besteht."

„Ich glaube nicht, daß er solch einen Brief hat, folglich Dir ihn auch nicht zeigen kann.

„Wenn es aber doch der Fall wäre?"

„Dann werde ich sagen, daß ich mich in beiden Vettern, und vielleicht auch in der ganzen Menschheit geirrt habe." Dieß sagend verließ Therese rasch das Zimmer.

Eine halbe Stunde später suchte der General die Tochter in dem ihrigen auf. Er drückte sie mit stummer Wehmuth ans Herz. Sie aber fragte gespannt:

„Nun Vater?"

„Lies dieses," und er legte das Fragment

eines Briefes in ihre Hand. Sie gehorchte, dann händigte sie ihm ohne eine Silbe zu sagen, und mit scheinbarer Ruhe das Blatt wieder ein.

Er aber sprach in großem Zorn: „Der dieses geschrieben ist ein schlechter Bube, denn er hat Dich so gänzlich für eine Andere vergessen, daß er wünschen konnte, Dich an den Vetter verheiratet zu sehen.“

„Und warum schiltst Du ihn so, Vater, er scheint ja immer nur eine brüderliche Zuneigung für mich gehabt zu haben, und hat mir daher auch kein Unrecht gethan.“

„Ja, das glaubst Du so, denn Du weißt nicht — — — aber jetzt will ich es Dir sagen, und damit das Bild dieses Karl aus deinem Herzen reißen. Er hat vor seiner Abreise um Deine Hand geworben; ich aber, der ihm schon damals nicht recht traute, verlangte, daß er zwei Jahre warte, in denen weder er noch Du gebunden sein solltet.“

„Da hat er denn auch kein Unrecht gehabt, denn er war ja frei,“ antwortete Therese mit Sanftmuth.

„Du bist ein thörichtes Kind, noch immer diesen leichtsinnigen Menschen in Schutz nehmen zu wollen, und seine Strafe ist groß genug, indem er Dich, meine köstliche Perle verloren. Hätte er diesen Brief erst nach Empfang des meinigen

geschrieben, so könnte ich ihm verzeihen, denn damals hatte er ja alle Hoffnung verloren, denn, ergänzte der Vater, „Du mußt wissen, daß ich ihm gleich nach der dummen Pariser Geschichte abgeschrieben, aber dieser Brief ist vom April, wo er noch Hoffnung auf Deine Hand hatte, und das, ja, das kann ich ihm nicht verzeihen."

Aber, welche waren denn die Zeilen, die den General so aufbrachten? Hier sind sie:

„Wenn aber das geschieht, was wir wünschen, und Therese, Dir edler Eduard, der Du sie so liebst, die Hand reicht, so zweifle ich nicht, daß sie eine gute Gattin abgeben und so glücklich werden wird."

Eduard hatte aus Karl's Pariser Brief diese Zeilen herausgerissen und sie, in des Vetters Handschrift auf geschickte Weise nach seinem Bedarf geändert. Er hatte ungern zu dieser Maßregel gegriffen, und verachtete sich auch fast deßhalb, aber er war schon zu weit gegangen, hatte der Leidenschaft für Therese zu viel von seinen bessern Grundsätzen geopfert, als daß er hier hätte stehen bleiben wollen.

„Nein, ich habe aus Liebe zu ihr verächtliche Dinge gethan, gegen Freundschaft und Dankbarkeit gehandelt, das Alles um Sie von Karl zu trennen, und für mich zu gewinnen, und jetzt sollte ich auf halbem Wege stehen bleiben? Nimmermehr!

„Jetzt soll und muß sie die Meine werden, und müßte ich noch viel Schlimmeres thun. Uebrigens wird das nicht nöthig sein, der alte Sonnenberg ist mir gewogen und gibt mir gern die Tochter, das weiß ich, diese aber, wenn sie einmal glaubt, daß Karl sie nie geliebt, sondern nur aus Zeitvertreib ihr den Hof gemacht und sogar in dem Brief an mich scharf über sie geurtheilt, wird sich von ihm wenden und schon gern aus Verdruß in eine andere Heirat willigen, und welche könnte sie denn mehr anlächeln, als die mit mir, denn daß ich eine schöne Carriere mache, daran zweifelte sie eben so wenig wie jeder Andere, überdies habe ich immer so viel Verbindliches über meinen Verstand und Wissen gehört, daß ich, trotz aller Bescheidenheit unmöglich glauben kann, daß das Alles Schmeichelei war, und daß dieser Umstand zuletzt auch ihr angenehm auffallen muß. Auch mein Aeußeres ist nicht unangenehm“, und er warf einen wohlgefälligen Blick in den Spiegel, „und was mein Vermögen anbelangt, so ist dieses, wenn auch nicht so groß wie das Karl's, doch nicht zu verachten, daher würde sich für sie schwer eine glänzendere Partie finden. Da wäre freilich der junge Stein, der sehr reich ist und ihr den Hof macht, aber Bah! einen jungen Lieutenant wird sie doch nicht nehmen. Also wird ihr, wenn sie sich über Karls Veränderlichkeit getröstet, nichts anders übrig bleiben, als dem är-

meren aber gescheiteren Vetter die Hand zu reichen. Daher muß aber das, was ich beschlossen, auch geschehen."

Und von diesem Gedanken angetrieben, hatte er die Zeilen, deren Sinn er schon den Tag vorher zu seinem Nutzen umgewandelt, zu sich gesteckt, um sie dem General zu bringen. Welchen Eindruck sie auf jenen machten, haben wir schon gesehen, besonders aber verletzte ihn der Umstand, daß Eduard gesagt, sein Vetter habe streng über Theresen geurtheilt und ihm daher nur ein Bruchstück des Briefes gezeigt. Er zweifelte keineswegs an der Wahrheit dieser Mittheilung, da offenbar schon vorher in dem Brief von ihr auf mißbilligende Weise die Rede gewesen sein mußte, und die Zeilen sichtlich nur die Fortsetzung von etwas vorher Gesagtem waren.

„War es denn nicht genug", dachte er jetzt, als er der Tochter bleiches, kummervolles Gesicht betrachtete, „daß der leichtsinnige Bursche mein Kind so schnell vergaß, mußte er auch noch unschön über sie urtheilen?"

Und dieselbe noch einmal an's Herz drückend, verließ er sie mit einem Seufzer, denn Eduard, der Karl's Zeilen nur ungern aus der Hand gegeben, wartete ja in seinem Zimmer auf deren Wiedererstattung, wie auch auf die Mittheilung, wie Therese diese aufgenommen.

„Nun?“ fragte er jetzt den Eintretenden, indem er die verhängnißvollen Zeilen aus dessen Hand nahm, „welchen Eindruck haben Sie auf Ihr Fräulein Tochter hervorgebracht?“

„Sie leidet, fährt aber fort ihn zu entschuldigen.“

„Ich verstehe Sie nicht, General, weshalb leidet sie, und welche Entschuldigung braucht Karl, wenn er eine Verbindung zwischen ihr und mir wünscht?“

„Ich verstehe mich selbst nicht und weiß nicht, wo mir der Kopf steht“, sprach der General ungeduldig, denn es verdroß ihn, daß ihm jene Aeußerung entschlüpft war.

„Und glauben Sie, Baron, daß Ihr Fräulein Tochter jetzt, wo sie sieht, daß ich mit meinem Vetter gut stehe, etwas von ihren Vorurtheilen aufgegeben, und daß ich mit mehr Hoffnung abreisen kann?“

„Ich glaube gar nichts, aber hoffen ist ja immer erlaubt.“

Nun aber will ich gleich mit Theresen nach Waldenau zurück. O wäre ich doch gar nicht zu dem unglücklichen Fasching in dieses Haus gekommen.“

Dies sagend, eilte der General alle Vorbereitungen zu treffen, um seinen Plan sobald als möglich in Ausführung zu bringen, und sich von Runenthal zu verabschieden. Auch Eduard mußte sich

noch denselben Tag von Lilienthal entfernen, ohne aber vorher Theresen, die den Ort ein paar Stunden vor ihm verlassen, gesehen zu haben. Daher bestieg er, sehr verstimmt, doch nicht hoffnungslos, den Wagen, denn er sagte sich: Sie muß dennoch die Meine werden.

Sechzehntes Kapitel.

Fünf Jahre später.

Jahre vergingen, ohne daß Eduard, wenn auch nur um ein Haar breit, seinen Wünschen in Bezug auf Theresen näher gerückt wäre. Da diese aber keinen Andern mehr Gehör als ihm geschenkt, und sie hatte in den fünf Jahren, seit wir sie gesehen, viele Bewerber gehabt, unter die auch Graf Stein gehörte, hatte Jener weder seine Hoffnungen noch Pläne aufgegeben. Jetzt hatte er das Glück, sich oft in ihrer Gesellschaft zu befinden, denn sie brachte seit zwei Jahren die Wintersaisons mit Runenthals in Wien zu, und er war viel im Sommer in Lilienthal, aber obzwar Fräulein von Sonnenberg ihn immer schlecht behandelte, doch nicht so oft, als er gewünscht, denn sein Dienst fesselte ihn an die Hauptstadt, und wenn er auch einmal einen längeren Urlaub erhielt, so riefen ihn Geschäfte auf ein Gut in Ungarn, das er von der Mutter ererbt und das sein Vater,

der vor drei Jahren gestorben, bis dahin verwaltet hatte. Die Besitzung war schön, und wenn er dieselbe besuchte, mußte er sich immer vorstellen, wie herrlich es wäre, wenn er einst Theresen als Herrin hier einführen könnte. Gedachte er aber der strengen oder wohl gar verächtlichen Blicke, mit denen sie ihn gewöhnlich empfing, seufzte er tief, indem er sich fragte: „Werde ich je ihre feindlichen Gesinnungen gegen mich überwinden können?"

Dann rief er sich wohl die Vergangenheit zurück, seine Intriguen und Verleumdungen, und mußte sich oft eingestehen, daß er Theresen's Verachtung verdiente.

„Wie aber hat sie mich durchschaut, und sonst Niemand anders?"

„Weil sie ihn liebt, wie Niemand anders", antwortete sein Herz mit Ingrimm. Dann brütete er auf neue Pläne, um ihre Zuneigung von seinem Vetter abzulenken. Er bediente sich auch zuweilen eines derselben, ohne doch zu seinem Zwecke zu gelangen, denn Therese mißtraute ihm zu sehr und hatte ihm dieses auch mehr als einmal zu verstehen gegeben. Auch an der Echtheit des Pariser Briefes, der doch Karl's Handschrift trug, und an den sie deßhalb durch Jahre geglaubt, fing sie jetzt an zu zweifeln. Auch das hatte sie ihm kürzlich gesagt, als er darauf Anspielungen gemacht. Er wunderte und freute sich aber, daß es immer beim Zweifel

geblieben und daß weder sie noch Runenthals hinter die Wahrheit gekommen waren. Denn Letztere hatten zweimal den Sohn in Rom besucht und hätten, wie er meinte, leicht von Allem unterrichtet werden können. Er ahnte ja nicht, wie sorgfältig Therese und ihr Vater ihr Geheimniß selbst vor Jenen bewahrt hatten, und daß Erstere sogar, aus Furcht, sich zu verrathen, lieber ganz vermieden vom jungen Runenthal zu sprechen, und wenn sie es nicht zu umgehen vermocht, es mit scheinbarer Gleichgültigkeit gethan. Denn sie war ja (obzwar sie es dem Vater nicht gezeigt) durch Karl's Zeilen an den Vetter tief gekränkt, und schämte sich einigermaßen ihrer Zuneigung. Auch Runenthals wurden an ihr irre und glaubten, sich getäuscht zu haben, wenn sie früher ein wärmeres Gefühl für Jenen in ihr vermuthet; daher hatte der Vater, als Karl ihn in Rom gefragt, wie Therese von ihm denke, die Achseln gezuckt, indem er geäußert:

„Anfangs war die kleine Sonnenberg empört über die Ungerechtigkeit, die man dir zugefügt, was sie aber später dachte oder empfand, weiß ich nicht, denn sie spricht fast nie von Dir, ich bin aber sehr geneigt zu glauben, daß sie eine kalte und gleichgiltige Natur ist.

Diese Aeußerung hatte den Sohn geschmerzt; also auch sein sonst so nachsichtiger Vater fällte ein solches Urtheil über Theresen, so mußte sie es denn doch

einigermaßen verdienen. Dieser Gedanke bestärkte ihn in seinem Vorsatze, Vaterland und Theresen noch ferner zu meiden, ohne daß doch seine Liebe für dieselbe deshalb abgenommen hätte. Ja, das Alles wußte Eduard nicht, daher blieb es ihm unbegreiflich, daß seine Intriguen nie entdeckt worden und die beiden Liebenden sich seitdem nicht näher getreten waren. Aber so groß auch, wie schon gesagt, seine Verwunderung darüber war, übertraf doch die Freude sie bedeutend, denn so durfte er noch immer hoffen, die Herrin seines Herzens als Herrin seines Vermögens und Güter einzusetzen. Aber leider zur Frau Ministerin hätte er sie noch nicht machen können, denn mit der Carriere ging es nicht so leicht, wie er gehofft. Er war noch immer Legationsrath, und obzwar er sich mehr als einmal um einen Gesandtschaftsposten umgesehen, und auch darum gebeten, so war es ihm doch immer abgeschlagen worden. Auch sein Chef, der Herr Minister des Innern, der ihn seit einiger Zeit mit großer Kälte behandelte, wahrscheinlich weil er fand, daß der junge Mensch zu unruhig und ehrgeizig war, wollte, (was Eduard sehr erbitterte,) durchaus nicht ein gutes Wort für ihn beim Minister des Auswärtigen einlegen.

Dieser gab heute einen großen Ball, zu dem Eduard sich sorgfältig ankleidete, denn er sollte ja der, die er liebte, dort begegnen. Als er den Tanzsaal betrat, forschten seine Blicke vergebens nach

ihr, daher suchte er sie, nachdem er Wirth und Wirthin begrüßt, in den andern Gemächern. Auch hier fand er sie nicht, aber dafür einige ältliche Damen, die sich gern mit dem gescheiten Grafen Runenthal unterhielten, und ihn zu seinem höchsten Verdruß eine gute halbe Stunde aufhielten. Endlich konnte er sich losmachen, und wieder in den Tanzsaal zurückeilen. Ja, da war sie. Wie anmuthig schwebte sie an der Hand des verabscheuten Grafen Stein durch den Saal. Alle Blicke ruhten bewundernd auf dem schönen Paar, und obzwar Eduard genau wußte, daß Therese ihrem Kavalier einen Korb gegeben, so regte sich doch, bei diesem Anblick Eifersucht in ihm, denn konnte sie sich nicht, wie viele Andere es schon gethan, die Sache reiflicher überlegen und den Korb in ein Jawort umtauschen? Das wäre entsetzlich! und so alles Unrecht, das er gethan, umsonst geschehen sein!

Aber warum sollte ich sie nicht auch an ihm, wie an dem ersten Bewunderer irre machen?" dachte er, sich ihr nähernd, die jetzt mit Tanzen aufgehört, da hielt ihn der Graf L. auf, indem er fragte:

„Wissen Sie nicht, lieber Runenthal, was die ganze französische Diplomatie abgehalten hat, den heutigen Ball zu besuchen? Ich begreife es wahrlich nicht, denn wir stehen uns ja nicht schlecht mit Frankreich."

„Ich begreife auch nicht", antwortete Jener zerstreut, indem er sich verbeugte und auf Fräulein

von Sonnenberg zuschritt, die er zum nächsten Walzer aufforderte.

„Ich walze nie", antwortete sie eisig.

„Ich weiß, daß Sie diesen Tanz nicht lieben, hoffte aber, daß Sie einmal eine Ausnahme machen würden."

„Sie haben so etwas, glaube ich, noch nicht von mir erlebt", entgegnete sie scharf.

Er biß sich in die Lippen, und fragte, ob ihr Vater, der sie auf vierzehn Tage besucht, wirklich, wie er gewollt, gestern abgereist sei?

Sie bejahte dieses und wandte sich dann zu einem jungen Mädchen, das neben ihr saß. Er aber ließ sich nicht so leicht abschrecken, sondern bat sie, einige Augenblicke später, ihn der jungen Fremden vorzustellen. Nun konnte er sich in die Conversation mischen, und that mehr als das, er riß sie, wie er es gewohnt war, ganz an sich, um sie auf Gegenstände zu lenken, in denen er sich im günstigsten Lichte zeigen konnte. Unterdessen war der Walzer vorüber und jetzt hatte Therese keinen Grund mehr, ihm den nächsten Tanz, zu dem sie noch nicht engagirt war, abzuschlagen. Trotz aller Mühe, die er sich gab, konnte er sie während des Balles nur zu kurzen Antworten bewegen. Aergerlich führte er sie jetzt zu ihrem Sitze zurück, aber demungeachtet fiel es ihm nicht ein, sie von seiner lästigen Gesellschaft zu befreien. Nein, er stellte sich hinter ihren Stuhl

und sprach eifrig zu, wenn auch nicht mit ihr, um der Welt glauben zu machen, daß er gut mit ihr stehe. Da gesellte sich mit einem bestürzten Gesicht Graf Stein, zu ihnen. Er erzählte, wie er so eben erfahren, daß in Paris eine Revolution ausgebrochen und Louis Philippe den 24. abgedankt und die Stadt verlassen habe.

„Ich sah dieses kommen“, sprach Eduard achselzuckend.

„Gebe Gott!“ fügte er hinzu, daß die Revolution sich nicht auch in Deutschland verbreite. In Italien, besonders aber in Rom, scheint sie mir unvermeidlich.“

Und er warf einen bedeutungsvollen Blick auf Fräulein von Sonnenberg. Diese erhob sich ruhig, indem sie sagte:

„Wenn das geschieht, werden Leute, die man schmählich verkannt hat, beweisen, worin die wahre Ehre und Tapferkeit besteht.“

Und sie entfernte sich, um Theodoren aufzusuchen. Eduard aber begab sich, verstimmter denn je nach Hause.

Siebzehntes Kapitel.

Eine böse Zeit.

Den 7. März eilte Eduard zum Onkel, um ihn aufzufordern, so schnell als möglich mit den

Seinigen die Hauptstadt zu verlassen, „denn", fügte er hinzu, „ich weiß aus sicherer Quelle, daß das Volk sich auch schon hier zu regen beginnt, und daß fremde, nichtsnutzige Menschen dasselbe und sogar die Studenten aufzuwiegeln anfangen. Gestern ist an dem Entwurf zu einer Adresse, die man dem Kaiser überreichen will, gearbeitet worden; das ist der Anfang der Revolution, denn wenn auch Seine Majestät sein Bestes thut, um diese Demokraten zu befriedigen, so wird er doch unmöglich auf Alles, was sie verlangen, eingehen können, und das wird für sie ein Vorwand zur Revolte sein, daher rathe ich Ihnen, lieber Onkel, keine Zeit zu verlieren, und sobald als möglich abzureisen, denn später könnten Ihnen die Wege abgeschnitten werden, was für Damen höchst unangenehm sein dürfte."

„Aber glaubst Du denn wirklich, daß unsere vernünftigen Wiener auch von dem französischen Taumel hingerissen werden können?"

„Ich bin es überzeugt, und nicht allein von den Wienern, sondern von allen Deutschen, die so gern in Schwärmerei verfallen, und sich leicht von den Fremden einreden lassen, an eine deutsche Republik zu glauben. Ueberdies wissen Sie ja, daß sie immer den Franzosen nachahmen, befolgen Sie also meinen Rath und reisen Sie noch heute mit der Tante und Theresen ab."

Graf Runenthal that dieses und war später herzlich froh, auf diese Weise den Wirren und Schrecknissen des Dreizehnten entgangen zu sein. Nun las man in Lilienthal begierig die Zeitungen, nicht allein um zu erfahren, was in Wien geschah, sondern man wandte auch ein ganz besonderes Interesse der heiligen Stadt Rom zu, aus der man Briefe von Karl und anderen Freunden erhielt. Letztere berichteten, mit welchem Muthe Ersterer zwei Mal Jesuiten gegen einen wüthenden Volkshaufen vertheidigt hatte, und wie er auch, als er einmal zufällig an dem österreichischen Gesandtschaftshotel vorüberging und er bemerkte, daß der Pöbel den Doppeladler von den Thoren herunterreißen wollte, ihn, obzwar ganz allein zu schützen gesucht, wobei er wahrscheinlich ums Leben gekommen wäre, wenn zwei Männer aus dem Volke, denen er ehemals große Wohlthaten erwiesen, ihn nicht mit Gewalt aus den Händen einiger Rädelsführer, die sich schon seiner bemächtigt, gerissen hätten. Graf Runenthal machten diese Nachrichten froh und stolz. Therese vergaß ihre frühere Vorsicht und jubelte laut. Da kam ein Brief von Karl, in dem er die Begebenheiten schilderte, die in den letzten Tagen des April, vorgefallen. Er erzählte, mit welcher Entrüstung der heilige Vater die ihm von den Radikalen gestellte Zumuthung, Oesterreich den Krieg zu erklären, zurückgewiesen, daß man ihn und die Cardinäle seitdem fast wie einen Gefangenen behandle, daß er

aber lieber Alles leiden und dulden wolle, als Jenen nachgeben, und auf diese Weise etwas thun, das sich nicht mit seinem Gewissen verträgt.

„O", rief hier Graf Runenthal voll Bewunderung, „wie glücklich sind wir, solch' einen hochherzigen Oberhirten zu haben. Ich hoffe aber auch, daß mein Vaterland diese seine Handlungsweise nie vergessen und ihm seine Dankbarkeit durch wo möglich noch treueres Anhängen beweisen wird. Wenn aber jemals Oesterreich dieses vergessen und den heiligen Vater kränken könnte, so würde es sicher Gottes Zorn und die Mißbilligung aller Gerechten auf sich ziehen."

„Du hast recht, Ferdinand, so denke auch ich", sagte Theodora, indem sie des Gatten Hand drückte, „aber hoffen wir, daß dieses nie geschieht."

Jetzt folgten schreckliche Ereignisse rasch auf einander, die auf die Runenthal'sche Familie großen Einfluß hatten, denn als die Minister am 16. Mai ihre Stellen niederlegten, nahm auch Eduard, der fürchterliche Katastrophen vorhersah und nicht gern dabei sein wollte, ebenfalls seinen Abschied, um, wie er hoffte, auf seinem Gute in Ungarn ein stilles und gefahrloses Leben zu führen. Er wagte nicht einmal, vorher Runenthals zu besuchen, um keine Zeit zu verlieren, sondern theilte ihnen Alles schriftlich mit, denn seine Entfernung aus Wien glich einer Flucht. Nun kam bald darauf aus Rom die

Nachricht, daß dort am 22. die Deputirtenwahl vorgenommen worden, wobei sich leider nur zu sehr die Lauigkeit und Theilnahmlosigkeit der Bessergesinnten gezeigt. Ein trauriger Umstand, der unsere Freunde für die Sicherheit des heil. Vaters zittern ließ. Graf Runenthal dachte nicht einmal an die Gefahr, in der der Sohn schwebte, so sehr war seine Seele von der Bedrängniß des Nachfolgers Petri erfüllt. Auch die Zustände Oesterreich's schmerzten ihn überaus, denn er war seinem Vaterlande und Kaiser innig zugethan. Daß die Wiener durch ihr aufrührerisches Benehmen den Kaiser veranlaßt hatten, die Stadt zu verlassen, erfüllte ihn mit Scham für seine Landsleute. Aber was empfand er erst, als er von dem Morde Latour's hörte, den er genau gekannt und sehr geachtet. Der einzige Trost, der ihm in dieser unglücklichen Zeit blieb, war die Anhänglichkeit, die seine Vasallen auch jetzt dem Kaiserhaus und ihm zeigten. Sie wußten wohl, daß sie schwer einen gütigeren Kaiser oder bessern Herrn finden könnten. Das bewies ihnen auch der Kaiser so recht glänzend, indem er am 10. September die Bestätigung des Gesetzes wegen Aufhebung der Gutsunterthänigkeit und Ablösung der Grundlasten veröffentlichen ließ, und Graf Runenthal, als er seine Bauern mit heiterem Gesichte dazu beglückwünschte. Daß diese aber gut geartet waren, und solche Güte zu schätzen wußten, zeigte sich auch in diesem Augenblicke, denn sie küßten

seine Hände und Kleidung, indem sie riefen: „Gräfliche Gnaden, wir sind dem Kaiser dankbar für diese Wohlthat, aber besser, wie es uns unter gräfliche Gnaden's Herrschaft ergangen, kann es uns nie ergehen."

Ja, das war ein glücklicher Augenblick in dem Leben des edlen Runenthal, der seiner Gattin eine halbe Stunde vorher gesagt hatte, daß er mit Freuden jedes Opfer brächte, das seinem Vaterlande zu Gute kommen könnte. Aber bald darauf kamen traurige Wochen und Monate, denn er litt, wie gesagt, unsäglich unter dem October. Gründe, die eine zweite Flucht des Kaisers nöthig machten, und als endlich in Wien Alles ziemlich ruhig war, da erhielt er die Nachricht, daß am 16. November ein Kampf im Quirinal stattgefunden, daß, da der Papst gesehen, daß seine tapfere Wache, die bis halb sechs Uhr gefochten, nicht länger ausdauern könne, er nothgedrungen den Demokraten in Allem nachgegeben, daß seine Wache entwaffnet und er jetzt vollkommen als Gefangener im Quirinal gehalten wurde.

Daß Karl aber zu seiner Freude nicht unter die Entwaffneten gehört habe, was er, wie die andern Braven für einen Schimpf ansah, sondern daß er diesem Schicksal dadurch entgangen sei, daß er nach einem stundenlangen, außerordentlich tapferen Gefecht, in welchem er Alles aufgeboten, um die Aufrührer zu überwinden und Seine Heiligkeit zu

beschützen, er endlich von den Insurgenten kampfunfähig gemacht worden, indem ihm eine Kugel den linken Arm zerschmetterte. Er habe zwar auch da noch eine Zeit lang gefochten, aber dann einen Säbelhieb über den Kopf erhalten, der ihn besinnungslos zu Boden gestreckt.

Seine Kameraden, die ihn alle liebten, hätten ihn aus dem Getümmel getragen, und in den Quirinal gebracht, wo der Wundarzt seinen Zustand zwar für gefährlich, aber nicht für hoffnungslos erklärt.

Diese traurigen Nachrichten erfüllten Lilienthal mit Angst und Besorgniß. Therese hatte zum Glück nichts davon erfahren, denn sie war nicht da, sondern bei ihrem Vater in Waldenau. Drei Tage später erhielt der besorgte Vater abermals einen Brief aus Rom, welcher sagte, daß dem Sohne der Arm abgenommen worden, man aber mehr Hoffnung für die Erhaltung seines Lebens habe; man fügte hinzu, daß er die heiligen Sakramente mit großer Andacht empfangen, daß der hl. Vater, der seine Hingebung nicht genug rühmen könne, ihn täglich besuche, und ihm sonst noch auf jede Weise seine Anerkennung und Theilnahme beweise. Zehn Tage später lief wieder ein Brief ein, der die Flucht des Papstes, und die Besserung in Karl's Zustand anzeigte. Nun erst erfuhr Therese, in welcher Gefahr Letzterer gewesen.

Ihre Gefühle bei dieser Nachricht waren getheilt, sie war betrübt, ihn leidend zu wissen, aber doch froh und stolz, daß er sich so ausgezeichnet.

„Jetzt hat er bewiesen, was wahre Tugend und Ehre ist!" rief sie begeistert. „Nun wird ihn Niemand mehr der Feigheit zeihen können," und sie blickte fast vorwurfsvoll den Vater an. Er aber sah diesen Blick nicht, denn er war viel zu erregt und erfreut, um irgend etwas zu bemerken. Als er sich aber wieder ein wenig gesammelt, hörte seine Tochter ihn tief seufzen, und vor sich hinmurmeln: „Schade, daß der Junge nicht eben so treu als tapfer ist!"

Ein paar Tage später erhielt Graf Runenthal den Besuch von Karl's früherem Oberst der ihn beglückwünschte, solch einen Sohn zu besitzen, und zugleich seinen ganzen Schmerz ausdrückte, einen so tapfern Offizier verloren zu haben.

„Jetzt," fügte er hinzu, „sehen auch die Thoren, die ihn verkannt, ihr Unrecht ein, aber leider so spät, daß unsere Armee einen ihrer Tapfersten durch deren Schuld verloren." Hier zitterte die Stimme des braven Mannes, und er verließ den glücklichen Vater in großer Bewegung.

Nun folgten viele solcher Anerkennungen und Beglückwünschungen, die diesem unendlich wohlthaten, und die er nicht ermangelte, dem Sohne in seinen Briefen mitzutheilen.

Achtzehntes Kapitel.

Beatrice.

Der Marquese Boscoli hatte sich, nach der Flucht des Papstes, Karl Runenthal's angenommen, und ihn in sein Haus bringen lassen, wo er und seine Frau ihn wie einen Sohn pflegten. Seit mehreren Wochen bewohnte dieser nun schon den Palast seiner Freunde. Doch heute erst durfte er das Bett für den Lehnstuhl vertauschen, den man seinem Wunsche gemäß ans Fenster gerückt, da er die Aussicht in den Garten liebte, wohin das wilde Toben der zügellosen Republikaner nicht zu dringen vermochte, und sein Auge nicht von ihrem schamlosen Treiben verletzt wurde. Zwar war die Aussicht vor ihm in dieser Jahreszeit auch nicht erheiternd. Denn die kahlen Bäume sahen traurig genug aus, und streckten ihre Arme sehnsüchtig in die Ferne, als wollten sie den frommen Märtyrer zurückrufen, den die bösen Menschen durch ihr Thun vertrieben. Auch der Himmel schien mit ihnen zu trauern, wenigstens sprach dafür das graue Kleid, das ihn umhüllte, und die einzelnen schweren Tropfen, die er auf die freudenlose Erde herabsandte, als wäre sein Schmerz zu groß, um sich durch einen reichlichen Thränenstrom Luft machen zu können, und als wäre es

ihm nur möglig allmälig die gedrückte Seele durch seltene Tropfen zu erleichtern. So wenigstens deutete Karl dieses Bild. Auch er stimmte ein in den Schmerz der Natur, indem er tief seufzte und kummervoll an den edlen Kirchenfürsten dachte, an welchem sein Herz so hing.

„Aber bessere Tage werden und müssen kommen,“ sprach es hoffnungsvoll in seiner Seele, denn Gott verläßt nicht seine Kirche, und er wird sicher das Versprechen halten, das er gab, als er sagte: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“

Während er noch so dachte, theilte ein Sonnenstrahl die Wolken, und schien mit den Wipfeln der Bäume zu kosen, wie um sie zu trösten, und ihnen von einer bessern Zukunft zu erzählen.

„Ja, ja es wird noch gut und schön werden,“ sprach er, und lächelte der jetzt um Vieles heiterer aussehenden Landschaft entgegen. Auf diese Gedanken antwortete ein so fröhliches Lachen, daß sein Herz ganz davon durchwärmt wurde. Er blickte nach der Gegend, von wo dieses kam, und sah eine Elfengestalt, von einem großen Neufundländer gefolgt, dahin eilen. Sie sprach zu dem Gefährten, und lachte über seine Sprünge. Des jungen Mannes Augen hingen mit Bewunderung und Interesse an der schönen Gestalt, denn er glaubte einige Aehnlichkeit zwischen ihr und Therese zu entdecken. Er

sah, wie sie nach langem Laufe endlich ermüdet auf einer Bank ausruhte, und den breiten Kopf des Hundes streichelte, der sich liebkosend an sie gedrängt. Da flatterte etwas und sank dann zu ihren Füßen. Es war ein armer kleiner Vogel, der harte Zeiten durchlebt haben mußte, denn die Jahreszeit war rauh, und bot ihm schon seit geraumer Zeit nur wenig mehr dar. Jetzt mochte er glauben, daß das Letzte und Härteste in der Gestalt eines Raubvogels über ihn kam. In seiner ängstlichen Flucht, fühlend, daß seine Kräfte nicht mehr ausreichten, schien er zu den Füßen des jungen Mädchens Schutz und Hilfe zu suchen. Seine Erwartung wurde auch nicht getäuscht, denn sie neigte sich zu ihm, hob ihn rasch auf, und suchte sein kleines, an ihren Fingern ängstlich schlagendes Herz zu beruhigen. Den Feind aber hatte ihre bloße Erscheinung erschreckt und entmuthigt, so daß er mit einem gellen Schrei entfloh. Ihr fast drohender Blick verfolgte ihn lange. Als ihr Schützling nichts mehr zu fürchten hatte, öffnete sie die Hand: dieser regte die Flügel mit einem lustigen Zwitschern, umkreiste sie zweimal, wie um ihr zu danken, und flog von dannen.

„So wird Gott immer dem Schuldlosen oder Schwachen, einen seiner Engel schicken, um ihn zu beschützen, und den Bösen zu verjagen," sagte Karl bei diesem kleinen Auftritt zu sich selbst, und das junge Mädchen nahm in seinen Augen immer mehr

den Charakter eines Schutzengels an. Heute sollte sie übrigens diesem noch Ehre machen, denn er sah sie bald darauf, des Portiers kleines fünfjähriges Mädchen, die sich damit unterhielt, auf einer steinernen Brüstung herumzugehen, und vom Schwindel erfaßt, herabfiel, in ihren Armen auffangen, das erschreckte Kind liebevoll trösten, und als ihr dieses gelungen, sie auf alle Weise zerstreuen und erheitern. Als sie jetzt mit der Kleinen und dem Hunde durch den Garten lief, hatte sie einigermaßen von dem Reiz des Schutzengels verloren; aber dafür den eines liebliches Kindes angenommen. Plötzlich blieb ihr neuer Schützling unsern Karl's Fenster stehen. Er hörte wie das kleine Mädchen sagte: „Signora, das muß der kranke Herr sein, nach dessen Gesundheit Sie immer fragen, denn ihm fehlt ein Arm, und er sieht sehr bleich aus."

Die Fremde, die bei dem ersten Ausruf des Kindes unwillkürlich hinaufgeblickt, erwiederte jetzt tief erröthend, Karl's ehrfurchtsvolle Verbeugung, indem sie sich entfernte. Er glaubte aber aus der ernsten Weise, in der sie mit dem Kinde sprach, zu errathen, daß sie es über seine unvorsichtige Rede zurechtwies. Während er noch in ihren Anblick der ihn ja so an Theresen erinnerte, versunken war, (denn sie hatte dieselben blauen Augen, blondes Haar und viel von ihrer Lieblichkeit), klopfte sein Wirth, der ohne daß Jener es bemerkte, herein-

getreten, ihm auf die Schulter, indem er lächelnd sagte:

„Sie werden erstaunt sein, ein, Ihnen fremdes Gesicht, so bei uns zu Hause zu finden; es ist Beatrice, die Tochter meines verstorbenen Bruders, die ich, noch bevor ihre Erziehung vollendet, aus ihrem Kloster genommen. Da jetzt leider die rothen Republikaner die Herren sind, und Klöster wie auch die Geistlichkeit verfolgen, ist das junge Mädchen in solch einem frommen Hause sogar weniger sicher, wie bei mir. Nun, ich hoffe, daß diese bösen Zeiten sich bald in gute verwandeln werden, denn Neapel und Frankreich wollen für den hl. Vater streiten, und ihm zu seinem Rechte verhelfen; dann kann ja auch Beatrice, wenn sie es nicht vorzieht in meinem Hause zu bleiben, in das Kloster zurück. Ich gestehe aber, daß mir ersteres lieber wäre, denn meine Frau und ich, die wir uns seit so vielen Jahren umsonst nach Kindern gesehnt, lieben das Mädchen, die unser Alter und Haus erheitert, und die wir daher gern in demselben behielten."

„Seit wann ist denn das Fräulein hier?"

„Erst seit einer Woche, jedoch lange genug, um unsere Herzen ganz für sich eingenommen zu haben. Auch das gute Kind schließt sich mit warmer Herzlichkeit an uns, besonders an meine Frau, die wie sie sagt, sie durch ihre Güte an ihre verstorbene Mutter erinnert. Nun, trachten Sie bald

vollkommen zu genesen, und wenn es auch nur wäre, um unseren Liebling kennen zu lernen."

Karl that sein Bestes, um diesen Rath zu befolgen. Trotzdem vergingen Wochen ehe er den Salon des Marchese betreten, und dessen schöne Nichte begrüßen konnte. Diesen Augenblick hatte er sehnlichst herbeigewünscht, besonders wenn er sie aus der Ferne den Garten durcheilen sah, (denn sie vermied jetzt sorgfältig, in die Nähe seiner Fenster zu kommen). Dann fragte er sich wohl oft: „Wann werde ich den Ton ihrer Stimme hören, und wird er mich auch, wie ihre ganze Persönlichkeit, an Theresen erinnern?" diese Frage ließ ihn jedes Mal in die Vergangenheit blicken. Er rief sich den glücklichen Tag zurück, an dem er sie zum ersten Mal als erwachsenes Mädchen in Waldenau am Fenster gesehen. Er dachte an ihr freudiges Erröthen, als sie ihm zum Willkommen freundlich die Hand gereicht. Er dachte an die gemüthlichen Abende, die sie zusammen verbracht, an die Ausflüge zu Pferde und zu Boot, die sie Beide so entzückt, und besonders an die Thränen, die sie vergossen, als er ihr von seiner Abreise gesprochen. O ja, das waren glückliche Zeiten! und sollten diese nie wiederkehren, oder, wie er einst gehofft, noch schöneren Platz machen? Aber wie konnte er jetzt nur noch einen Augenblick an so etwas denken! Er, der Einarmige, der Ungeliebte! Ja, wenn sie

ihm, wie er einst gehofft, ihre Neigung geschenkt, dann würde ersterer Umstand, das fühlte er, sie noch inniger an ihn gekettet haben; aber war sie denn überhaupt solch einer Liebe fähig? sie, die vom besonnenen Eduard, der ja nie in seinem Urtheile zu vorschnell war, als gefallsüchtig, und von seinem immer so milden Vater als kaltherzig bezeichnet wurde? Nein, nein! Auf ihren Besitz mußte er verzichten, und vielleicht war es auch besser so, denn ein geringer Grad von Liebe hätte ihm nicht genügt. Unwillkürlich trat hier wieder Beatricen's Bild vor seine Augen, und er fragte sich, wie er es schon oft gethan, ob denn auch sie kaltherzig sei; dann schalt er sich einen Thoren, und bemühte sich, alle diese Gedanken aus Herz und Kopf zu jagen.

So kam der Tag heran, an dem er der jungen Italienerin vorgestellt wurde. Ja, auch sie besaß eine süße Stimme, die ihn an Fräulein von Sonnenberg erinnerte, auch ihr Lächeln, und besonders ihr Erröthen, war das Theresen's. Er konnte dieses so recht bemerken, als sie ihn begrüßte, denn sie mußte ja an die kleine Scene im Garten denken, die sie so in Verlegenheit gesetzt, und es auch noch in diesem Augenblicke in der Erinnerung that. Jetzt warf sie einen mitleidigen Blick auf den schlotternden Aermel seines Rockes.

Der Marchese bemerkte diesen und sagte: „Du brauchst ihn nicht zu bedauern, denn er büßte

ihn ein, als er den Stellvertreter Christi vertheidigte, wäre er mein Sohn, ich wäre stolz auf ihn!"

„O, ich bemitleide den Grafen eigentlich auch nicht, und bedauere nur, daß die große Jugend meines Bruders ihm nicht erlaubte zu thun, wie Ihr Gast, lieber Onkel, gethan."

Sie sagte dieses zwar erröthend, aber mit Begeisterung. Wie schön schien sie da dem jungen Runenthal! So hatte Therese oft ausgesehen, wenn man ihr von einer Heldenthat erzählt.

Jetzt sah Karl Beatrice öfters am Tage, denn er lebte ganz mit und in der Familie des Marchese. Das junge Mädchen erinnerte ihn täglich mehr an die, die er noch immer so sehr liebte. Ganz besonders geschah dieses aber, wenn sie sich mit dem jungen Grafen Astolfo Carani unterhielt. Ja, das war Theresen's Blick, und so hatte sie ihn angelächelt. Sein Herz zog sich bei solchen Gelegenheiten oft schmerzlich zusammen, und er mußte sich mehr als einmal abwenden, um seine Bewegung zu verbergen. Wenn er sich dann in sein Zimmer zurückzog, geschah dieses, um für das Glück der Beiden, die sich so ähnlich sahen, zu beten.

Neunzehntes Kapitel.

Eduard in Ungarn.

Anfangs lebte Eduard ziemlich still und zurückgezogen auf seinem Gute bei Großwardein. Später aber als die Gemüther immer aufgeregter wurden, suchten ihn die Verwandten seiner Mutter auf, um ihn für ihre Sache zu gewinnen. Er lehnte dieses ab, aber in Ausdrücken, die Jene immer noch hoffen ließen, ihn endlich auf ihre Seite übertreten zu sehen. Er aber war fest entschlossen neutral zu bleiben, denn er verachtete ihre Bemühungen, die er gleich anfangs als hoffnungslos erkannte. Wenn dieses aber nicht der Fall gewesen, und er Aussicht gehabt hätte, Nutzen und Ehre aus der Sache zu ziehen, so würde er keinen Augenblick gezögert haben, auch seine Hand zu dem Aufstande zu bieten, denn Eduard war allmälig ein ganz gewissenloser Mensch geworden, dem es nie eingefallen wäre, Ansehen oder Glücksgüter dem Vaterlande zu opfern. Aber jetzt, wo er überzeugt war, daß die Ungarn über kurz oder lang überwältigt und gezüchtigt werden würden, erschien ihm ihr Gebahren wahnsinnig, und nur die Klugheit ließ ihn diese seine Meinung ihnen gegenüber verbergen. Ja, er that um ihnen zu schmeicheln oft mehr als das, indem er mit Anerkennung und

Bewunderung von ihrem Muthe und ihrer Vaterlandsliebe sprach; wenn man ihn aber dann fragte, warum er, da er doch durch die Mutter zu ihnen gehöre, nicht ebenso handle, so zuckte er mit den Achseln und meinte:

„Ja, das erlaubt mir, da ich so viele Jahre im Dienste des Kaisers gestanden, mein Gewissen nicht. „Ueberdieß,“ fügte er dann wohl hinzu, „halte ich Ihre Unternehmung, meine Herren, zwar für hochherzig, glaube aber nicht an deren Gelingen,“ und runzelten seine Zuhörer auch die Stirn, so verstand er sie alsobald durch sein einnehmendes Wesen und allerlei Schmeicheleien wieder zu besänftigen. Mit der Zeit gelang es ihm so sehr ihr Vertrauen zu gewinnen, daß Bekannte und Verwandte ohne Scheu ihre Pläne vor ihm besprachen.

Bei solchen Gelegenheiten fuhr ihm mehr als einmal der Gedanke durch den Kopf, daß derjenige, der im Besitze solcher Geheimnisse sei, leicht sein Glück machen könne. Da er aber damals noch nicht vollkommen gesunken war, verjagte er diesen Gedanken stets wieder aus seiner Seele, doch konnte er sich nicht enthalten, mit immer gespannterem Interesse, auf das, was um ihn gesagt wurde, zu lauschen, durch Einwürfe und Fragen sich immer mehr mit den Fäden der Revolution bekannt zu machen, und jeden Abend das Gehörte niederzuschreiben. Dennoch erweckte all dies kein Mißtrauen, so fein spielte

Eduard sein Spiel. Monate vergingen, man war schon im März des Jahres 1849.

Der Intrigant sah ein, daß Alles bald für Ungarn verloren sein müsse, und redete sich nun ein, daß wenn er auch, um sein Glück zu fördern, Geheimnisse, die er erfahren, der Regierung offenbarte, er doch dadurch die schon so mißliche Lage der Ungarn nicht verschlimmern würde. Ja, er sagte sich, daß es im Gegentheil eine Wohlthat für sie wäre, wenn er, durch das Verrathen ihrer Pläne, diese unmöglich, und so dem blutigen Kriege ein Ende machte.

Er ließ daher eines Abends spät sein Pferd satteln, und hoffte in dunkler Nacht unbemerkt eine größere Stadt zu erreichen, wo er sich leichter verlieren, und dann, ohne Aufsehen zu erregen, seinen Weg nach Oesterreich fortsetzen könnte.

Er mochte ungefähr anderthalb Stunden geritten sein, und befand sich gerade in einem Walde, als ein zweiter Reiter zu ihm stieß; dieser schien ihn zu kennen, denn er rief ihm zu:

„Ah, Graf Runenthal, ich freue mich, Sie zu sehen, oder vielmehr Ihnen zu begegnen, denn von „sehen" ist hier im Walde so spät Abends nicht die Rede."

Eduard, dem diese Stimme, mit der italienischen Aussprache zwar nicht unbekannt schien, der sich jedoch nicht Rechenschaft geben konnte, wann

und wo er sie gehört, und in dem überhaupt jede Begegnung an diesem Ort und zu solcher Stunde Argwohn erregte, griff nach den Pistolen, indem er antworte:

„Da es, wie Sie ganz richtig sagen, zu finster zum Erkennen ist, wie wissen Sie denn, wer ich bin?"

„O, ich weiß Alles", lachte der Unbekannte, indem er sein Pferd wandte, um neben Eduard zu reiten. „Ich weiß z. B., ohne doch sehen zu können, daß Sie nach Ihren Waffen gegriffen."

„Das ist nicht so schwer zu errathen, denn es ist natürlich, daß man in dieser unruhigen Zeit, auf der Hut ist, besonders wenn Fremde sich Einem in der Nacht im Walde aufdrängen."

„Sie sind ärgerlich, mein lieber Graf, und vermuthen, daß ich Ihr Thun und Treiben ausspionieren möchte; aber seien Sie ruhig, das ist jetzt nicht mehr nöthig, ich weiß Alles über Sie, was ich zu meinen Zwecken brauche, und vielleicht mehr, als Ihnen lieb sein dürfte, und leider wissen es auch noch Andere, die sich ganz in der Nähe, im Walde verborgen halten, und nur auf eines meiner Zeichen warten, um über Sie herzufallen."

„Das sind unverschämte Reden, die ich nicht dulden werde," sagte Jener, das Pistol erhebend.

„Nur ruhig, Graf Runenthal," und der Fremde legte seine Hand auf die Eduards. „Beden-

ken Sie, daß der Wald voll Ihrer Feinde ist, die nach Ihrem Blute lechzen, da diese wissen, daß Sie nach Wien gehen, um sie zu verrathen."

„Das ist nicht wahr, wo sind die Beweise?"

„Die will ich Ihnen gleich zeigen," und in eiliger Hast machte der Fremde Feuer, zündete eine kleine Blendlaterne an und zog aus der Tasche eine Rolle Papier, die er Eduard vorhielt, indem er fragte: „Erkennen Sie diese Schrift? Ah, ich sehe aus Ihrer Blässe und tiefen Bewegung, daß sie Ihnen nicht unbekannt ist."

„Aber wie in aller Welt ist Dieses in Ihre Hände gerathen?" stammelte Jener fassungslos, indem er aus seiner Tasche ein Packet holte, das dem ersten ganz ähnlich war, und das er bestürzt öffnete, in welchem er aber nichts als weißes Papier erblickte. Er fragte daher noch einmal mit bebenden Lippen: „Wie ist das zugegangen?"

„Leicht genug", und der Italiener rieb sich entzückt die Hände. „Ihre Schriften sind aus dem Couvert herausgenommen und weißes Papier hineingelegt worden, das Sie ohne meine Dazwischenkunft, dem Herrn Minister überreicht hätten."

Dann fuhr er ernster fort: „Sie hatten einen pfiffigen Diener, der einsah, daß es bei Weitem einträglicher sei, unserer geheimen Gesellschaft Dienste zu leisten, als Ihnen, und der Sie daher eifrig beobachtet und geschickt ausspionirt hat. Die Früchte

Alles dessen liegen vor Ihren Augen. Ja, das sind Ihre Berichte über den ungarischen Aufstand, die Sie für den Kriegsminister ausgearbeitet und diesem eigenhändig übergeben wollten."

„O dieser Schurke! doch was verlangen Sie von mir für die Rückgabe der Papiere? Denn so etwas kann doch nur Ihr Zweck sein."

„Auf beide Ihre Bemerkungen will ich kurz antworten. Ihr Diener war kein Schurke, nur unser Agent, denn er ist schon lange Mitglied unserer Gesellschaft, und muß für dieselbe wirken. Da wir nun Alles, was Tyrannei ist, hassen und Freiheit lieben, so konnte Ihr Gebahren uns wie ihm nur als ein hochverrätherisches erscheinen, dem man durchaus ein Ende machen mußte. Ueberdieß, ist es nicht anlockender, ein großer und mächtiger Mann zu werden, als Diener bei Graf Runenthal zu bleiben? Ja und so etwas können wir leicht dem geringsten unserer Mitglieder verschaffen. Sie z. B. würden einen prächtigen Präsidenten abgeben, wenn Sie zu uns gehörten und uns helfen wollten, aus Ungarn eine Republik zu machen. Sie lächeln ungläubig, weil Sie die Macht der geheimen Gesellschaften nicht kennen, aber ich will Ihnen gleich eine Probe von derselben geben, indem ich Sie, wenn Sie in unsere Verbindung treten wollen, mit einem einzigen Worte aus den Händen von 300 gutbewaffneten Feinden befreie, im Weigerungs-

falle aber auch nur mit einem einzigen an den nächsten Baum hängen lasse."

„Ehe ich in eine solche Gesellschaft trete, muß ich wissen, wie sie heißt, und von welcher Art sie ist."

„Sie können sie Freimaurer oder Illuminaten nennen, wie sie wollen, denn sie ist ein Mixtum compositum von Beiden. Ihre Art ist eine geheimnißvolle, mächtige, die Sie, ehrgeizigen Mann zu einer schwindelnden Höhe tragen oder nur in einer geringen Höhe hängen kann. Sie haben also die Wahl zwischen dem Strang und der höchsten Ehrenstelle."

„Ungarn kann und wird nie frei werden, und ich folglich auch nicht der Präsident Ihrer Republik."

Darin täuschen Sie sich. Es wird dies gewiß, wenn wir Görgey auf unsere Seite bringen können. Sollte das aber auch nicht geschehen, so werden Sie Präsident einer von uns geschaffenen italienischen Republik, denn wir sind es, die die Revolutionen anzetteln und ausführen und das Volk verleiten, Könige abzusetzen und Republiken auszurufen. Aber ich sehe, Sie zweifeln an unserer Macht, und da ich keine Zeit zu verlieren habe, so will ich Ihnen gleich unsere 300 Mitglieder vorstellen, die Sie vielleicht zu einem rascheren Entschluß bringen werden", und er stieß einen scharfen Pfiff aus.

Wie durch Zauberkraft spie jeder Baum, jedes Gebüsch seinen Mann und in einem Nu stand eine kleine, gutbewaffnete Armee da.

„Ich sehe die Macht Ihrer Association ein und will in dieselbe treten," sprach Eduard überrascht."

„O das, was Sie hier sehen, ist nur ein geringer Beweis derselben. Es leben Tausende von Mitgliedern zerstreut in diesem Lande, und ein Jedes derselben arbeitet für das ganze Große."

„Ich hätte nie geglaubt, daß diese Gesellschaften hier so blühen."

„Das geschieht auch nicht in Ungarn bei ruhigen Zeiten. Aber die Revolution und wir sind Eines und daher sind wir auch jetzt hier so gut repräsentirt."

Dann wandte er sich zu den Bewaffneten, indem er sprach: „Ihr habt vernommen, daß dieser Herr jetzt zu uns gehört, daher muß auch, so lange er der Sache treu ist, sein Leben ungefährdet bleiben. Nun könnt Ihr gehen."

Und er winkte ihnen mit der Hand, worauf Alle sich zerstreuten und in verschiedenen Richtungen verschwanden. Eduard hatte unterdessen bei dem Scheine der kleinen Blendlaterne, die ihm nicht unbekannten Züge des Italieners mit Aufmerksamkeit betrachtet. Er konnte sich anfangs nicht erinnern, wo er diese gesehen, endlich fiel ihm ein, daß es bei

seinem Vetter gewesen, und daß derselbe ihn als den Musiklehrer Gabelli vorgestellt hatte. Jetzt wandte sich dieser zu ihm, indem er sagte: „Wollen Sie mir in unsere improvisirte Loge folgen, wo man Ihnen noch diese Nacht den Eid abnehmen wird.“

Jener mußte, obzwar ungern genug, dem so eingekleideten Befehle nachkommen; unterwegs fragte er aber ziemlich mißmuthig seinen Führer, warum denn die Gesellschaft gerade auf ihn ein Auge geworfen, und, wie es schien, ihn zu gewinnen wünsche.

„Weil Sie ein kluger und thatkräftiger Mann sind und alle Fehler besitzen, die wir brauchen.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Nun, ich werde mich offen aussprechen. Sie haben sehr viel Ehrgeiz und scheuen nichts, um diesen zu befriedigen. Dabei lieben Sie die Intrigue und werden nicht von einem zu zarten Gewissen geplagt. Diesen meinen Ausspruch dürfen Sie jedoch nicht übelnehmen“, fügte er hinzu, als er Zornesröthe auf seines Zuhörers Gesicht glühen sah. „Denn gerade dieser Eigenschaften wegen haben wir Sie ja aufgesucht, und so wie Sie, sind wir ungefähr Alle oder bemühen uns wenigstens so zu werden. Nun kommen wir aber gleich an Ort und Stelle; dort in der halbverfallenen Ruine, wo wir noch ziemlich gut erhaltene Gemächer gefunden, haben wir uns vorderhand in aller Eile eingerichtet. Bald werden

uns, wenn unser Unternehmen jedoch gelingt, in diesem Lande große Häuser, ja Paläste erbaut werden, denn uns wird dann Ehre widerfahren."

Dies sagend warf er den Kopf stolz zurück, indem er sein Pferd zu rascherem Laufe antrieb. Eine Viertelstunde später hielt er mit Eduard vor der Ruine.

Zwanzigstes Kapitel.

Die geheime Loge.

Der Italiener sprang rasch vom Pferde, und winkte seinem Gefährten, dasselbe zu thun; dann näherten sich Beide einer hohen und sehr festen Eingangsthür, die augenscheinlich erst vor Kurzem daselbst angebracht worden. Eduard's Cicerone schlug mit der Hand gegen dieselbe und alsobald erklang ein Todtengeläute durch die Luft, das Thor sprang auf, und eine große Anzahl Todtengerippe in Leichengewänder gehüllt und Fackeln in den Händen, traten, Todtenlieder singend, paarweise aus demselben. Jetzt stellten sie sich im Kreise und begannen einen Todtentanz wobei sie ihre Fackeln schwangen. Eduard aber zuckte, verächtlich lächelnd, mit den Achseln.

„Dieses Gaukelspiel wird auch nicht für Sie aufgeführt", sprach hier der Italiener, „sondern für die Neugierigen, die sich etwa in unserer Nähe befinden könnten, um hinter das Geheimniß dieser Ruine zu kommen."

„Wer kann denn an diese Possen glauben?“ äußerte Jener, indem er mit dem Begleiter die Ruine betrat.

„Das dumme Volk! Die Plebs ist überzeugt, daß es hier umgeht.“

„So sprechen Männer, die sich freisinnig nennen, von dem armen betrogenen und mißleiteten Volke, das sie frei zu machen und zu lieben vorgeben“, dachte Eduard und ein Gefühl des Ekels überkam ihn.

Unterdessen hatte er mehrere große Säle durchschritten, die nur vom Mondlichte erhellt wurden, das ungehindert zu den leeren Fenstern und andern Oeffnungen in den Wänden hereinscheinen durfte. In einem dieser Gemächer an dessen äußerstem Ende sich eine eiserne Thüre befand, verließ ihn Signor Gabelli, indem er ihn höflich ersuchte, einige Augenblicke auf seine Rückkehr zu warten.

„Ich werde gewiß nicht lange ausbleiben“, fügte er hinzu, indem er hinter der Thür verschwand.

Er hielt aber nicht Wort, denn es mochte eine gute Stunde verflossen sein, die Eduard wie eine Ewigkeit erschien, ohne jedoch den Italiener zurückzubringen. Jetzt verlor Ersterer vollkommen die Geduld. Er versuchte, an der Thür zu rütteln, die aber so fest und schwer war, daß es ihm schien, als mühe er sich nur an einer Wand ab; endlich schlug er zornig an dieselbe. Da horch! Waren es



nicht eilige Schritte, die sich nahten? Ja, Schritte von vielen Personen, die daher gerast kamen und durch die festverschlossene Thür drangen, Andere huschten an ihr vorüber und eilten dann wieder davon; die aber durch die Thür gedrungen, durchliefen das Gemach, in dem Eduard sich befand, ohne daß er jedoch das Geringste zu sehen vermochte, obzwar der Mond noch immer in das Gemach schien. Einen Augenblick später war von innen und außen Alles wieder still. Der junge Runenthal hatte sich einen Moment des Schreckens nicht erwehren können. Jetzt, wo Alles ruhig war, durchsuchte er aufmerksam, doch umsonst, diesen, wie auch die andern schon von ihm durchschrittenen Säle. So gelangte er zur Thür, durch die er in die Ruine getreten, auch diese war jetzt fest verschlossen. Er stieß mit dem Fuße gegen dieselbe und das Todtengeläute begann alsobald; da fiel ihm ein, daß es mit jener Thür dieselbe Bewandtniß, wie mit dieser haben könne, nur daß die eine durch eine kunstreiche Vorrichtung und akustische Bauart die laufenden Schritte und die andere das Glockengeläute hervorbringe. Er eilte also in raschem Laufe den eben gemachten Weg wieder zurück und schlug an die eiserne Thür. Wieder hörte er die herbeieilenden Schritte, ganz so wie das erste Mal. Jetzt lachte er bitter, indem er rief: „Auch ich konnte mich einen Moment durch dies Kinderspiel täuschen lassen.“

„Ja und gut für Sie wie für uns, daß es nur ein Moment war", sagte eine Stimme hinter ihm.

Als er sich umwandte, sah er einen alten Mann mit weißem Haar und Bart vor sich stehen, der trotz diesen ehrwürdigen Zeichen doch keineswegs ehrwürdig aussah, denn seine kleinen schwarzen Augen sprachen von Bosheit, und um die eingekniffenen bleichen Lippen lag ein unverkennbarer Zug von Falschheit.

Was wollen Sie damit sagen? fragte Eduard scharf.

„Daß wir durch unser kleines Kunstwerk Ihre Nerven und Ihr Verständniß prüfen wollten, und daß, weil sich beide gut bewährt, wir Ihnen jede andere Prüfung erlassen wollen."

„Sie meinen, daß, da Ihre Gaukelspiele keinen oder nur wenig Eindruck auf mich gemacht, es verlorene Zeit sei, sich ferner mit mir Mühe zu geben," antwortete Eduard mit einem verächtlichen Lächeln.

„Sie haben Recht, wenn Sie alles das Gaukelspiel nennen, denn etwas anderes ist es auch ja nicht, und nur fähig, schwache Geister einzuschüchtern, denen wir, wenn wir dieses bemerken, dann auch nur untergeordnete Rollen zuweisen. Sie aber sind zu etwas Höherem bestimmt, denn Sie haben unsere Künste durchschaut. Kommen Sie und folgen Sie mir."

Und der alte Mann schritt durch eine zweite

Thür, die so genau in die Mauer eingefügt war, daß Eduard sie bis dahin nicht bemerkt, und durch die der Fremde wahrscheinlich das Gemach betreten hatte. Jetzt führte dieser den jungen Runenthal durch lange, verfallene Gänge, an eine Treppe, die Beide in ein geräumiges unterirdisches Gewölbe brachte. Hier saßen zwanzig schwarzgekleidete Männer um einen runden Tisch, der mit einer scharlachrothen Decke, die bis an den Boden reichte, bedeckt war. Vor jedem der Männer brannte eine dicke Kerze. In der Mitte des Tisches stand ein Knochenmann, der eine Sanduhr hielt, zu seinen Füßen lag ein Todtenkopf und ein Dolch. Als der Greis dieses Gewölbe betrat, verneigte er sich tief vor den hier Versammelten, indem er sprach: „Macht und Ehre den verbündeten Brüdern und Erniedrigung und Tod Denen, die ihnen entgegenhandeln."

„So sei es!" riefen die Zwanzig aus einem Munde, indem sie die Rechte auf den Dolch legten, der an ihren Gürteln hing.

Nach diesen sonderbaren Begrüßungen ergriff Eduard's Führer diesen bei der Hand und brachte ihn zu demjenigen von den Zwanzig, der sich durch zweierlei auszeichnete; nämlich, daß er auf einem erhöhten Stuhle saß, und daß er eine rothe Mütze trug.

„Meister, großer Brutus!" So redete er diesen an. „Hier bringe ich Dir Jemand, der, wie

Themistokles sagt, ganz dazu geschaffen ist, in unsere ausgezeichnete Brüderschaft zu treten, und der diese hohe Ehre auch sehnlichst wünscht."

„Ist das wahr, Bruder Themistokles?" und der Meister wandte sich zu Signor Gabelli, der auch mit den Andern an dem Tische saß.

„Die reinste Wahrheit", antwortete Jener, indem er sich erhob.

„Und was sagen Sie dazu?" und Brutus blickte Eduard an.

„Daß der Signor mir nur die Wahl zwischen dem Strang oder dem Eintreten in diese geheime Gesellschaft gelassen und ich daher —"

„Schon gut", fiel ihm hier der Meister in's Wort. „Ich kenne Ihre Geschichte, Sie waren dem Tode verfallen, und Ihnen wurde nur bedingungsweise das Leben gelassen. Wollen Sie diese Bedingungen nicht eingehen, so sind Sie, da Sie jetzt mit unsern Geheimnissen theilweise bekannt geworden, des Todes. Das verlangt unsere Sicherheit. Wozu wollen Sie sich nun entscheiden? Ist es zum Strange, so sagen Sie es nur rund heraus, denn Alles ist bereit."

Und er blickte ausdrucksvoll auf eine Thür, die sich unterdessen geöffnet, und einem großen Mann in einem rothen Mantel Einlaß gewährt. Dieser trug eine dicke hanfene Schnur, an deren einem Ende er mit einem tückischen Grinsen eine Schlinge

machte, und das andere an der Thür befestigte. Eduard der dem Blicke des Meisters gefolgt, bemerkte all' dies schaudernd.

„Nun?" fragte Brutus, „wozu sind Sie entschlossen?"

„In Ihre Gesellschaft zu treten."

„Gut" und Jener winkte dem Scharfrichter, der sich rasch entfernte. „Jetzt nähern Sie sich dem Tische", befahl er Eduard „und legen Sie Ihre Rechte auf den Dolch, die Linke auf den Todtenkopf, und sprechen Sie die Worte nach, die ich Ihnen vorsagen werde."

Nachdem Eduard die Hände, wie man ihm befohlen, aufgelegt hatte, richtete der Meister sich auf und sprach mit düsterem Gesichte und ernstem Tone langsam folgende Worte Jenem vor, der sie laut und entschlossen wiederholte.

„Ich, Graf Eduard Runenthal, Besitzer auf Roskolo, schwöre der geheimen Gesellschaft, in die ich jetzt freiwillig trete, daß ich ihr immerdar mein Leben und meine Habe zur Verfügung stellen, ja, daß ich diese Güter mehr als ihr, wie mir selbst gehörend betrachten werde. Ich schwöre ihr zugleich einen blinden Gehorsam. Ich will in der Ausführung ihrer Befehle ebenso rasch sein, als der Donner dem Blitze folgt; ich will nichts und Niemand schonen, nicht einmal das Leben meiner nächsten Verwandten, sobald die Gesellschaft dieses als Opfer

von mir verlangt. Ich will diesen Dolch, sei es in meine Brust oder in die des Geschöpfes, das ich am meisten liebe, stoßen, sobald der Meister, mit Einwilligung der Brüderschaft, es befiehlt. Das Alles schwöre ich, treu halten zu wollen, sollte ich aber je diesen Schwur brechen, so bin ich es zufrieden, daß man mich dafür strafe, indem man mir einen scharfen Stahl wie diesen in das Herz stößt. Ja, das wäre nur gerecht und wird von mir und von Allen so angesehen. Ferner gelobe ich meine Dienste und Verehrung dem Teufel, unserem großen Schutzgeiste."

So schlecht auch Eduard war, so schauderte er doch bei diesen Worten zusammen, und wiederholte sie nicht, sondern sprach entschlossen, indem er den Meister fest anblickte: „Ich habe den Schwur geleistet, soweit er die Brüderschaft, in die ich trete, anbelangt. Damit habe ich ihr bewiesen, daß ich ihr treu dienen will, selbst mit Aufopferung meines und der Meinigen Leben, das kann und muß ihr genügen, denn mehr werde ich nicht thun."

„Bravo, das ist eine Sprache, die uns gefällt, weil sie von Muth und Festigkeit zeugt", rief Brutus mit einem etwas gezwungenen Lächeln, denn obzwar ihm Eduards Entschluß unangenehm auffiel, so wollte er doch nicht durch eigensinniges Festhalten an etwas, das eigentlich der Gesellschaft von keinem wesentlichen Nutzen war, ein taugliches Mitglied verlieren.

„Nun, das, was unsern Schutzgeist anbelangt, magst Du mit ihm ausmachen, wie Du kannst und willst,“ fügte er hinzu: „Nur rathe ich Dir, Dich nicht mit ihm zu bronilliren, sonst läßt er Dich im Stiche. Ich habe nur in Deinem Interesse Dir diese Formel vorgesprochen, weil es immer gut ist, einen so mächtigen Freund wie ihn zu haben. Du willst nicht. Das ist Deine Sache, später wirst Du jedoch anderer Meinung werden. Jetzt aber lasse Dich als Bruder von mir umarmen, und empfange sogleich den Namen, unter dem Du unter uns bekannt sein wirst. Miltiades sollst Du heißen.“

Dies sagend, küßte er den neuen Bruder dreimal auf die Wange. Die neunzehn Andern folgten seinem Beispiel. Beim Letzten ballte Eduard die Faust, denn es war sein ungetreuer Diener, der ihn so begrüßte. Als diese Ceremonie vorüber war, wurde dem neuen Bruder ein schwarzer Mantel und Kappe gereicht, eine Tracht, die er jedesmal bei Berathungen anlegen sollte. Dann wurde ihm die Art gelehrt, wie er klopfen müsse, um in die Loge Einlaß zu erlangen. Man unterrichtete ihn auch in der Zeichensprache, mittelst welcher er sich andern Brüdern zu erkennen geben und leicht mit ihnen verkehren konnte. Zuletzt übergab man ihm einen Reisepaß und schriftliche Instruktionen für andere Mitglieder, die er in verschiedenen Städten Italien's aufsuchen sollte, mit dem Befehl, schon in vierundzwanzig Stunden abzureisen.

„Es wird aber nicht leicht sein, Ungarn zu verlassen, ohne Argwohn zu erregen,“ warf Eduard ein, der noch nicht an blinden Gehorsam gewöhnt war.

„Lasse uns nur dafür sorgen, Bruder,“ sagte Brutus mit Strenge. „Wenn wir Dich schicken, wirst Du auch die Wege geebnet finden,“ dann verabschiedete er ihn mit einer Handbewegung, indem er dem Bruder Themistokles den Auftrag gab, den Neuling aus der Ruine zu führen.

Als Eduard aus dem unterirdischen Gewölbe trat, graute schon der Morgen, und die Luft war scharf. Er wickelte sich schauernd in seinen Mantel. War es die Kälte oder die Erinnerung an das Durchlebte, das ihn so schauern machte?

„Friert Sie?“ fragte Signor Gabelli. Er erhielt jedoch keine Antwort.

Einen Augenblick später fragte ihn der junge Runenthal:

„Ist es immer bei Ihnen Sitte, daß man die Leute zwingt, in die Bruderschaft zu treten?“

„Bei Leibe nicht! nur Personen, die gern eintreten, werden aufgenommen.“

„Warum verfuhr man denn so ganz anders mit mir?“

„Man hat Sie, da man hofft, Sie gut brauchen zu können, vom Tode gerettet, den Sie durch Ihre Verrätherei verdient, um Sie für

unsere Sache zu gewinnen; daher glich auch die Art Ihrer Aufnahme mehr einer Zwangsmaßregel. Wären Sie weniger brauchbar, so hätte man Sie ruhig niederhauen lassen. Nun aber zeigen Sie sich unserer Gesellschaft dankbar, indem Sie ihr recht nützlich werden. Es wird auch Ihr Schade nicht sein, denn wenn Sie sich bewähren, werden Sie bald steigen, und ein großer Mann werden. Der Meister, will Sie dem Präsidenten in Sizilien warm anempfehlen, dieser wird Sie dann dem höhern Chef vorstellen, der, wenn er Sie dazu fähig findet, Sie leicht zu Allem, was Ihr Herz verlangt, machen kann, denn Sie können sich nicht denken, wie viele hohe Staatsmänner wir unter uns zählen, von denen die Welt nicht ahnt, daß sie zu uns gehören."

Unter diesen Gesprächen waren sie vor das Thor gelangt, das der Italiener mittelst einer Feder öffnete; dann stieß er einen Pfiff aus, worauf ein, in einen schwarzen Mantel gehüllter Mann erschien, der Eduard's Pferd herbeiführte; dieser schwang sich, nach einem kurzen Gruß gegen seinen Führer in den Sattel, und sprengte davon.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Eduard's Briefe und deren Eindruck.

An einem schönen Juni Abend, sehen wir Graf Runenthal mit seiner Theodora, unter einer großen Platane sitzen. Seine Stirn ist umwölkt, und sein Blick gesenkt, Zeichen der Verstimmung, die seine Gattin nur selten an ihm bemerkt, und die sie, wenn dieses doch einmal geschieht, leicht zu verscheuchen versteht. Auch heute hatte sie dieses versucht; es war ihr aber vielleicht, zum ersten Male nicht gelungen.

Kummervoll betrachtete sie daher die verfinsterten Züge des geliebten Gatten, indem sie sich wohl zum zehnten Male fragte, wer oder was ihn so verstimmt habe. Denn diesmal hatte er ihr nicht, wie er es doch sonst zu thun pflegte, mitgetheilt, was ihn bedrückte. Dieser Gedanke entlockte ihr einen tiefen Seufzer, der den Gatten aus seiner Träumerei erweckte. Als er die Augen erhob, sah er die Theodoren's mit solcher Besorgniß und Liebe auf sich geheftet, daß er gerührt ihre Hand in die Seinige faßte, indem er zärtlich fragte:

„Hast auch Du einen Kummer, Geliebte?"

„Keinen andern als den, Dich traurig zu sehen, und nicht zu wissen, was Dich betrübt."

„Es ist Karl, der mir Sorge macht."

„Und doch ist er fast hergestellt, oder sollte es ihm wieder weniger gut gehen?"

„Nein, das ist es nicht, aber sein unstäter Charakter flößt mir Besorgniß ein."

„Der edle Karl soll einen unstäten Charakter haben? Aber ich verstehe Dich nicht, Männchen!" und sie blickte ihn halb zärtlich, halb vorwurfsvoll an.

„Nun so lies diesen Brief."

Theodora gehorchte. Ihre Blicke flogen rasch über das Papier, sie wurden immer lebhafter, und ihr Gatte las Entrüstung in denselben. Als sie den Brief durchgelesen, warf sie ihn empört auf den steinernen Tisch vor sich, indem sie sprach:

„Dieser Eduard ist ein schlechter Mensch, der seinen Vetter immer zu verdächtigen sucht; jetzt soll dieser schon wieder verliebt sein, das kann ich aber nicht glauben."

„Und warum nicht? Es wäre ja kein solches Unrecht," sprach der Graf lächelnd. „Nur thut es mir leid, daß Jemand, wie er, der durch den Verlust seines Armes schwer dem schönen Geschlecht gefallen, und noch schwerer eine Frau bewegen wird, ihm die Hand zu reichen, daß, wie gesagt, gerade er, unbeständig und flatterhaft sein muß, denn glaubten wir nicht eine Zeit lang an seine Liebe für Theresen? wurden wir nicht später von seiner Leidenschaft für Gabriele Lincourt unterrichtet? und

soll er jetzt nicht wieder für diese Beatrice glühen, die ihn Vater und Vaterland vergessen läßt, so daß er immer neue Vorwände sucht, um die Rückkehr zu uns zu verschieben? O ich beklage ihn. Mit diesem wankelmüthigen Herz, wird er nie weder glücklich werden, noch machen," und Graf Runenthal stützte sorgenvoll das Haupt in die Hand.

Theodora aber, die ihm mit unverholenem Verdruß zugehört, sagte jetzt in vorwurfsvollem Tone:

„O, Ferdinand! Wie betrübt es mich zu denken, daß Du eine so geringe Meinung von uns Frauen hast. Wie, weißt Du denn nicht, daß gerade der Verlust des Armes, besonders aber die Art, wie dieses geschehen, Karl in den Augen meines Geschlechtes doppelt interessant, ja fast unwiderstehlich macht?! Und was seinen Wankelmuth und die Entfremdung von Vater und Vaterland anbelangt, so glaube ich nicht einen Augenblick daran. Eduard ist deinem Sohne gram, und möchte ihm schaden, so viel er kann; den Grund alles dieses begreife ich freilich nicht, aber daß es so ist, sagt mir mein Herz."

„O ihr Frauen urtheilt immer nach dem Herzen, und mißtraut diesem nie, das doch auch irren kann," sprach Runenthal lächelnd, dann aber ernst werdend, fügte er mißbilligend hinzu:

„Theodora, Du bist ungerecht gegen Eduard, und klagst ihn unedler Motive an. Warum sollte er meinem Sohne schaden wollen? Warum Dinge erzählen, die nicht wahr sind?“

„Ich weiß auch nicht, welchen Grund er dazu hätte, wenn es nicht der seiner Leidenschaft für Therese wäre, und die Eifersucht, die Karl ihm einflößt. Er will, glaube ich, auch die Theresens erwecken, indem er Deinen Sohn des Wankelmuthes zeiht, und so Mißtrauen in des Mädchens Herz säet, um sie allmälig von ihm abzuwenden, und für sich zu gewinnen. Letzteres wird ihm aber nie gelingen, denn sie hat eine sehr geringe Meinung von seinem Charakter.“

Auf all dies antwortete ihr Gatte lange nichts, denn er erwog im Geiste das Gehörte, dann fragte er, „wie aber willst Du seine Weigerung zu uns zurückzukehren, auslegen?“

„Ich fürchte, lieber Mann, daß Dein Neffe auch bei dieser Gelegenheit ein falsches Spiel spielt, denn es ist in seinem Interesse ein Zusammentreffen zwischen Karl und meiner Cousine zu verhindern, das natürlich Auseinandersetzungen zur Folge haben müßte, die ihn entlarven, und seine Pläne zu schanden machen würden.“

„Nein, so schlecht denke ich nicht von Eduard, und wiederhole, daß Du ungerecht gegen ihn bist.“

„Und ich, verzeihe mir, aber ich muß es sagen,

habe Eduard lange beobachtet, und entdeckt, daß er irreligiös und leidenschaftlich ist, und so Einem traue ich viel Schlimmes zu; kann er nicht z. B. mit Karl von Theresen reden, wie er es mit ihr, von ihm gethan? Kann er ihm nicht entstellte Briefe von meinem Onkel zeigen, wie er es schon, Jenem gegenüber mit dem Bruchstücke eines Briefes von Deinem Sohne gemacht? und als Theresens Vater die andere Hälfte verlangte, hat Dein Neffe erklärt er habe sie mit Fleiß herabgerissen, weil sich Dinge darin befänden, die ihn kränken könnten, da sein Vetter sich zu streng über Theresen ausgesprochen."

„Nicht möglich! Wer hat Dir das Alles mitgetheilt?"

„Mein Onkel, und das erst seit Kurzem."

„Ich muß in alle dem klar sehen, und reise daher morgen nach Rom ab."

Graf Runenthal erhob sich in höchster Aufregung.

„Darf ich Dich begleiten, bester Ferdinand?" und sie ergriff seine Hand.

„Mit tausend Freuden; aber wird Deine Gesundheit nicht durch die weite Reise leiden, zumal in dieser Hitze, denn Du weißt, daß Du nicht stark bist."

„Ich weiß, daß ich nur in Deiner Nähe glücklich und zufrieden sein kann."

Der Graf willigte gern in ihren Wunsch, nur

sollte man nicht morgen, sondern erst in drei Tagen abreisen, weil man vorher nach Waldenau gehen wollte, um von dessen Bewohnern Abschied zu nehmen.

Auch diese fand Theodora sehr verstimmt, und immer aus demselben Grunde, denn Eduard's vergiftete Pfeile hatten auch hier zwei Herzen getroffen. Der General, der sie, wie wir wissen, seit Kurzem zu seiner Vertrauten gemacht, zeigte ihr einen Brief vom Neffen, der Alles das wiederholte, was er schon in dem Schreiben an den Onkel gesagt, und was diesen so sehr verstimmt hatte.

„Sie haben diese lügenhaften Zeilen doch nicht Theresen gezeigt?“ fragte sie ängstlich.

„Ich hielt dieses für meine Pflicht, denn das Mädchen muß den leichtsinnigen Burschen vergessen lernen, der jetzt wieder in eine Dritte vergafft ist.“

„Glauben Sie das nicht, das sind nur Lügen, die dieser abscheuliche Eduard sich ausgedacht.“

„Meinst Du?“ fragte der General, indem ewas wie Freude über sein Gesicht glitt.

„O, ich bin davon überzeugt.“

„Nein, nein, Du irrst, denn ich habe ja mit eigenen Augen Zeilen von Karl's Hand gelesen, die von der höchsten Gleichgiltigkeit für mein Kind zeugten.“

„Ich glaube, daß sein Vetter diese gefälscht hat.“

„Das ist nicht hübsch Theodora, so schlecht von Andern zu denken,“ sprach jetzt der General mit Strenge.“

„Seien Sie mir nicht böse, Onkelchen, wenn ich auf meiner Meinung beharre, denn dem gleißnerischen Eduard traue ich Alles zu. Uebrigens gehen wir ja jetzt nach Rom, und da wird sich die Sache aufklären. Sie werden hoffentlich dann einsehen, daß ich recht habe.“

„Wenn dieses der Fall wäre, so würde ich mir nie verzeihen, meinem armen Kinde gestern einen solchen Schmerz verursacht zu haben.“

„Wie so? Was ist geschehen?“

„Ich glaubte gut zu thun, wenn ich ihr den Burschen mit einem Male aus dem Herzen risse, indem ich sie mit der unschönen Weise bekannt machte, in der er in dem Briefe an Eduard über sie gesprochen; und daß dieser uns deßhalb auch nur einen Theil des Briefes gezeigt, weil er sich scheute uns die betreffende Stelle mitzutheilen.“

„Und wie nahm sie diese Eröffnung auf?“

„Sie machte es wie Du, denn sie schalt Eduard einen Lügner. Trotzdem bemerke ich wohl, daß die Sache Eindruck auf sie gemacht, denn sie sieht heute bleicher und trauriger als gewöhnlich aus.“

„Auch mir fiel dieses auf; aber wie konnten Sie auch, Onkel —“

„Komme mir nicht auch noch mit Vorwürfen,

ich mache sie mir selbst schon genug, trachte lieber Deiner Cousine heiterere Gedanken einzuflößen."

„Das will ich auch," und Theodora begab sich zu Theresen, und sprach so überzeugend und hoffnungsvoll daß das junge Mädchen, die ihr gern ein williges Ohr lieh, (denn man glaubt leicht, was man wünscht) wieder neue Hoffnungen in ihrem Herzen aufkeimen fühlte. Daß es jetzt weniger dunkel in demselben aussah, bemerkte der Vater zu seinem größten Trost an der stillen Freude, die sich auf ihren Zügen ausgebreitet hatte; auch Runenthal's schieden jetzt bei Weitem ruhiger von Waldenau.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das Ehepaar Runenthal in Rom.

Welch einen traurigen Eindruck machte Rom auf Graf und Gräfin Runenthal, als sie jetzt durch dessen Straßen fuhren. Wie ganz anders hatten sie es vor sieben Jahren gekannt. Damals war die Stadt, wie mit einem beständigen Feiertagskleide angethan. Ihre Bewohner eilten mit leichten Herzen und Füßen über die Gassen dahin, denn sie wußten ja ihren lieben Kirchenfürsten, gegen den sie sich nichts vorzuwerfen hatten, in ihrer Mitte.

Jetzt aber war es anders. Sie hatten sich durch die Wühler verleiten lassen, ihren so geliebten

und verehrten Pio Nono zu kränken und zu verfolgen, so daß sie den Statthalter Christi eine moralische Kreuzigung hatten durchmachen lassen.

Er hatte über sie geweint, und sie wie ein Vater ermahnt, da aber Alles nichts genützt, und seine Feinde zu Hunderten und Tausenden gegen ihn aufgestanden waren, hatte er sein schweres Kreuz auf sich genommen, und das verblendete Rom verlassen.

Jetzt bereuten sie Alles dieses. Selbstvorwürfe drückten sie nieder, was aber ihre Lage ganz unerträglich machte, war, daß die geheimen Gesellschaften, die, wenn sie auch nicht, wie zur Zeit der Republik offen auftreten durften, doch noch versteckt in der heiligen Stadt lebten, ihr Gift in die Herzen derer flößten, die nicht genug Religiösität hatten, um dieses von sich zu weisen. Ja, das Alles bewirkte, daß die Guten mit traurigen, und die Schwachen und Bösen mit mißmuthigen und finstern Gesichtern einherschlichen. Obwohl sie sicher keinen Grund zur Unzufriedenheit hatten, denn obgleich, wie gesagt, der heilige Vater noch nicht in Rom war, so standen sie doch wieder unter seiner milden Regierung.

O welch ein Unterschied zwischen der seinigen und der der rothen Republik, an die die Guten noch immer mit Schaudern dachten, und nach der die Bösen sich sehnten, und wie sie meinten, nicht ganz hoffnungslos, denn den Nachfolger Petri umschlossen

ja noch nicht die Mauern Roms, und so lange dieses nicht geschehen, schmiedeten sie Pläne um Anarchie und Blutbad wieder zur Tagesordnung zu machen.

Kein Wunder also, daß das Paar Runenthal auf ihrem Wege von der Eisenbahn ins Gasthaus nur niedergeschlagenen oder unheilverkündenden Physiognomien begegneten, die der ganzen Stadt ein düsteres und ihrem ehemaligen so unähnliches Aussehen verliehen.

Nachdem nun der Graf Theodoren im Gasthaus abgesetzt, eilte er in die Wohnung des Sohnes, den er mit seiner Ankunft überraschen wollte. Er fand ihn nicht daheim, und dessen Diener sagte ihm, daß er eine Einladung des Marchese Boscoli angenommen, und einige Tage in dessen Villa zuzubringen gedenke.

„Wieder da! Wahrscheinlich wegen der jungen Beatrice, Eduard muß doch recht haben, und ich will gleich nach diesem schicken," dachte der Graf als er mißmuthig den Heimweg antrat.

Als er aber ungefähr den halben Weg zurückgelegt, begegnete er seinem Neffen, der, (das sah der Onkel wohl) mehr Bestürzung als Freude bei seinem Anblick empfand. Seine erste Frage war:

„Haben Sie Karl gesehen?"

„Nein, er ist auf der Villa Boscoli." Eduard zuckte mit den Achseln.

„Glaubst Du wirklich, daß er in das Mädchen verliebt ist?“

„Es hat den Anschein, er ist mehr beim Marchese wie zu Hause, und sein ganzes Gesicht strahlt vor Freude, wenn er der jungen Dame ansichtig wird, oder sich mit ihr unterhalten kann.“

„Daß er viel und gerne einen bewährten Freund besucht, ist wohl natürlich und ebenso, daß er Freude an der Unterhaltung eines hübschen Mädchens findet, deßhalb braucht er aber noch nicht sein Herz an sie verloren zu haben; doch ich werde ihn beobachten. Morgen Früh fahre ich zum Marchese, der auch mein Freund ist. Nun aber sprechen wir von Dir. Warum bist Du nach Italien gekommen? Warum kehrst Du nicht lieber in Dein Vaterland zurück, wo Du, (was Du doch früher immer so gewünscht) jetzt leicht eine brillante Carriere machen könntest, denn mehrere Minister, auch dein ehemaliger Chef haben mir viel Schmeichelhaftes über Dich gesagt, und hinzugefügt, daß es ihnen lieb wäre, wenn Du wieder Dienste annehmest, daß man Männer wie Dich, gut brauchen könne, und daß, wenn Du die jetzige, so günstige Zeit benütztest, Du sicher Deinen Weg machen würdest, da Du, wie Mehrere von ihnen meinen, Anlagen hast, ein großer Staatsmann zu werden.“

„Haben sie das gesagt? o das freut mich! Wie gern ginge ich zurück, aber —“ und Eduard

blickte scheu um sich, da er jedoch dem Manne der angelegentlich in einen Conditorladen hineinsah, (dem einzigen Geschöpfe, das in seiner Nähe war), nicht mißtraute, so fuhr er im Weitergehen zu reden fort:

„Ich bin dieses Italien herzlich überdrüssig, und will auch sobald als möglich nach Oesterreich zurückkehren, wo mich Alles, selbst wie Sie, lieber Onkel sagen, eine brillante Carriere anlächelt. Vielleicht wäre ich sogar im Stande, wichtigere Dienste als man erwartet —" Hier sah sich Eduard abermals um, und fuhr heftig zusammen, als er bemerkte, daß der Mann, der sich so in den Anblick der Zuckerwaaren vertieft hatte, ihnen gefolgt war, und jetzt dicht hinter ihm stand.

„Was ist Dir?" fragte der Graf, der des Neffen Bewegung nicht begriff.

„Nichts, nichts! Ich erinnere mich nur, daß ich etwas Wichtiges vergessen habe," und er eilte davon, mit dem Versprechen, den Onkel noch denselben Abend zu besuchen.

Jener, der von der hastigen Art und Weise des Neffen unangenehm berührt war, sah diesem verwundert nach, und bemerkte mit Unruhe, wie er ein paar Mal besorgt den Kopf wandte, und spähende Blicke um sich warf.

„Was mag ihm nur sein?" fragte sich der Graf, als er den Heimweg fortsetzte, „so benimmt

sich nur ein Feigling, und das ist Eduard nicht, oder sollte er ein übles Gewissen haben? Gott verhüte dieses!"

„Nun?" fragte Theodora den Gatten, als dieser gedankenvoll zu ihr hereintrat, „wie geht es Karl, und warum hat er Dich nicht begleitet?"

„Weil er wieder bei seiner Beatrice ist. Morgen aber suche ich ihn bei deren Onkel auf, und dann werden wir uns ja von Allem überzeugen."

„Ja, und wir bereden ihn, mit uns nach Lilienthal zu gehen, wo ihn Glück und Freude erwarten," und Theodora malte dem Gatten eine beneidenswerthe Zukunft für den Stiefsohn aus.

Jener hörte ihr freundlich lächelnd zu, und ging gern auf die schönen Pläne der Gattin ein. Noch während diesem trauten Gespräche wurde ihnen Graf Eduard Runenthal angemeldet. Dieser trat gleich darauf mit seiner gewöhnlichen Ruhe und Liebenswürdigkeit herein. Jede Spur von Besorgniß und Aufregung war aus seinem Wesen verschwunden. Jetzt schien ihn nur e i n Gedanke zu beschäftigen, nämlich der, den Verwandten seine ganze Liebe und Theilnahme zu beweisen. Auch von Karl sprach er mit der höchsten Anerkennung, erzählte, wie man in Rom dessen Heldenmuth bewundere, und wie er sich durch die Liebenswürdigkeit seines Charakters unzählige Freunde erworben.

„Und doch beschuldigen Sie ihn des Wankelmuthes“, warf hier Theodora mit Schärfe ein.

„Keineswegs, gnädigste Tante, ich muß mich sehr unglücklich ausgedrückt haben, da Sie so etwas glauben können.“

„Schriebst Du mir nicht“, ergriff hier der Onkel das Wort, daß er eine Neigung für die schöne Beatrice gefaßt habe?“

„Freilich that ich das, wo ist aber da von Wankelmuth die Rede, und was ist wohl (wie Sie selbst vorhin meinten) natürlicher, als daß ein junger Mann, wenn er unter demselben Dache mit einem schönen und liebenswürdigen Mädchen wohnt, zuletzt Bewunderung und sogar, wie ich glaube, Liebe für diese empfinde?“

„Ja, aber Sie vergessen“, warf Theodora ein, „daß Sie uns dasselbe schon von Frau von Lincourt sagten.“

„Aber, liebe Tante“, sprach Eduard lächelnd, „kann denn mein Vetter nicht zweimal in seinem Leben geliebt haben, ohne deßhalb des Wankelmuthes beschuldigt zu werden? nur in den alten Schäferromanen würde der Held glauben, eine Sünde zu begehen, wenn er noch für eine Andere als seine Phillis Zuneigung empfände. Aber im neunzehnten Jahrhundert ist es etwas Anderes, man liebt zwei, drei und auch vier Mal, und gibt zuletzt doch einen vortrefflichen Ehemann ab.“

Graf Runenthal dachte seufzend, daß sein Sohn es schon auf drei Mal gebracht. Theodora aber sagte scharf: Ein Jeder urtheilt nach sich, ich aber, die Karl kenne, glaube nicht an seine neue Liebe."

„Möglich, daß ich mich getäuscht, und daß das, was ich für Zuneigung hielt, nur Courmacherei war. Doch, sprechen wir nicht davon, liebe Tante, denn ich sehe, daß dieser Gegenstand Ihnen mißfällt. Sie werden ja jetzt selbst die Sache beurtheilen, nur bitte ich Sie, wie auch den guten Onkel, gegen Karl nicht zu erwähnen, daß ich ihn beobachtet. Er kann so etwas nicht leiden und würde es mir übelnehmen. Ich aber meinte es gut und dachte Ihnen Freude zu machen, indem ich Ihnen mittheilte, daß ihm ein schönes Glück entgegenlächelt, denn auch die junge Italienerin behandelt ihn immer sehr gütig; aber, wie schon gesagt, ich kann mich ja geirrt haben, und das Ganze ist vielleicht von beiden Seiten nur ein Gefühl der Freundschaft."

„So glaubte ich immer und freue mich, daß auch Sie anfangen, die Sache so anzusehen", sprach Theodora mit einem Anfluge von Ironie.

Ihr Mann aber wandte das Gespräch, und brachte es auf des Neffen Interessen, indem er ihn fragte, wann er in die Heimat zurückzukehren gedenke, und ob er nicht auch meine, daß es gut sei, Schritte zu einer neuen Anstellung zu machen.

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht lieber Onkel, und will schon morgen Abend abreisen; daher möchte ich, wenn Sie nichts dagegen haben, Sie morgen Früh nach der Villa Boscoli begleiten, um vom lieben Karl Abschied zu nehmen."

Der Onkel war es zufrieden; man verabredete die Stunde der Zusammenkunft, und Eduard ging.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Eduard kömmt dem Befehle nach, in der Loge zu erscheinen.

Als Graf Runenthal sich bei dem Marchese Boscoli anmelden ließ, lief dieser ihm mit offenen Armen entgegen und konnte mit Freudensbezeigungen nicht aufhören, denn er hatte ja so lange den werthen Freund nicht gesehen, und vieles Schmerzliche war seitdem von Beiden durchlebt worden. Das hatte die Freunde, da sie immer die innigste Theilnahme für einander empfunden, noch näher gebracht.

„Dir", sagte jetzt Graf Runenthal, „habe ich das Leben meines Sohnes zu verdanken."

„O, ich bin stolz auf ihn, so stolz, wie Du es nur sein kannst."

„Wo ist er aber?"

„Ich sah ihn vor einer halben Stunde mit meiner Beatrice im Garten, denn Du mußt wissen",

fügte der Marchese lächelnd hinzu, „daß sie sehr gute Freunde sind."

Eduard sah den Onkel bedeutungsvoll an, über dessen Gesicht eine Wolke glitt, denn er wünschte ja so sehr eine Deutsche, besonders aber Theresen zur Schwiegertochter. Ihr Wirth aber bemerkte nichts davon und lobte, während er sie in den Garten führte, abwechselnd bald des Freundes Sohn, bald seine Nichte. Unterdessen lustwandelten nichtsahnend, die beiden jungen Leute nebeneinander. Auf des Mädchens Wangen glühte ein lebhaftes Roth, und Lippen und Augen lächelten freudig, denn Karl erwähnte ja lobend des Grafen Astolfo Carani, an den sie ihr Herz verschenkt. Das wußte Jener, wie auch, daß der junge Mann für sie glühte, und daß ihr Onkel die Partie gern gesehen hätte. Daher sprach er häufig, wie er es auch jetzt that, anerkennend von Carani. Er ließ ihm ja nur Gerechtigkeit widerfahren und machte zugleich Freude, ja eine unverkennbare Freude, die Beatricen's Herz mit Dankbarkeit und Freundschaft für den Gast erfüllte. Daher sagte sie auch jetzt: O, Sie sind gut, Graf Runenthal, denn Sie verstehen nur freundlich von Andern zu reden, und doch sind Sie nicht glücklich! Wie kömmt das?"

„Wahrscheinlich, weil ich nicht Ihre gute Meinung verdiene, denn Sie haben Recht, wahre

Güte verträgt sich nicht mit dem niederdrückenden Gefühle, das ich fast beständig empfinde."

„Sie leiden, und das schmerzt mich, wäre ich doch Ihre Schwester, so würden Sie mir Ihren Kummer offenbaren und ich dürfte Sie trösten."

Dies sagend blickte sie ihn so ausdrucksvoll an, daß er ihre Hand an die Lippen führte, indem er sprach: „Ihre Freundschaft thut es schon."

„Karl!" rief hier eine Stimme. Die beiden jungen Leute sahen sich erstaunt und verwirrt um, und der Sohn lag in den Armen des Vaters, der ihn mit einem Gefühle des Schmerzes an's Herz drückte, da er den kleinen Auftritt falsch ausgelegt. Eduard aber frohlockte, denn er glaubte jetzt wirklich an das, was er bis jetzt nur den Andern hatte einreden wollen. Der Marchese führte seine Nichte bei Seite, indem er bemerkte: „Also ich habe mich geirrt, und es ist nicht Carani, dem Du wohl willst. Nun, mag sein, denn auch Karl habe ich sehr lieb, nur empfinde ich herzliches Mitleid mit Astolfo, der heute um Deine Hand geworben."

„Was! Hat er das gethan?" und das Antlitz des jungen Mädchens strahlte vor Glück. Dann sich in die Arme des Onkels werfend, sagte sie, tief erröthend: „Sie irren, caro zio, das, was ich für den Tedesco empfinde, ist nur Freundschaft."

„Ah so, Bricconcella, das ist etwas anderes, und das magst Du auch Astolfo sagen, denn ich dort aus dem Hause kommen sehe.“

Eine halbe Stunde später wurde Beatrice Boscoli den drei Runenthalen als die Braut des Grafen Astolfo Carani vorgestellt. Man mag sich denken, wie verschiedene Gefühle sie bei dieser Nachricht empfanden.

Für Karl war es eine reine doch lang erwartete Freude; für den Grafen war es auch eine, aber ganz unerwartete. Eduard dagegen empfand einen solchen Anfall von Zorn und Bestürzung, daß es ihm trotz seiner Selbstüberwindung unmöglich war, seine Aufregung gänzlich zu verbergen. Dies fühlend, schützte er wichtige Geschäfte vor, die er noch vor seiner Abreise zu beenden habe, und verabschiedete sich von der glücklichen Gesellschaft.

„So fahre wenigstens mit meinem Wagen nach Hause“, meinte der Onkel und schicke mir ihn dann wieder zurück.“

Der Neffe aber sagte, daß er das Bedürfniß habe, sich ein wenig zu ergehen und trat zu Fuß den Rückweg an. Er eilte im Sturmschritt dahin, Gefühle von Bitterkeit und Rache im Herzen brütend, und vor sich hinmurmelnd: „Das Geschick ist gegen mich. Ich will aber endlich darüber Herr werden, Alles, was meine Pläne durchkreuzt, aus dem Wege räumen. Dieser Karl, dieser Astolfo

sollen mir weichen. Ja, das sollen sie, und Therese die Meine werden. Ich gehe jetzt nach Oesterreich zurück, und da will ich alle Minen springen lassen, um ein mächtiger Staatsmann zu werden, und nebenbei meine Privat-Angelegenheiten zu einem glücklichen Ende bringen."

„Eduard hatte in seiner Aufregung diese letzten Worte laut gesprochen. Jetzt erschrack er vor dem Tone seiner Stimme und blickte mißtrauisch um sich. Ja! da stand wieder mit einem spöttischen Lächeln auf den Lippen der Mann von gestern, der ihm so beharrlich gefolgt war. Eduard entfloh, von einem panischen Schrecken ergriffen; drei Mal sah er sich um, und bemerkte immer den Mann in derselben Entfernung, das heißt, vier Schritte hinter sich. Endlich sehend, daß er seinem Verfolger nicht entfliehen konnte, blieb er stehen, indem er fragte: „Was wollen Sie von mir?"

„Unsere Gesellschaft befiehlt Ihnen, Ihre Reise nach Oesterreich aufzugeben, und heute um sechs Uhr Abends in der Loge zu erscheinen, wo Sie von Ihren Handlungen Rechenschaft geben sollen."

„Und wer sagt, daß ich nach Oesterreich gehen will?"

„Ich sage es Ihnen, in diesem Augenblicke, und habe es gestern Abend der Gesellschaft berichtet."

„Abscheulicher Spion!" und Eduard riß aus seinem Busen einen Dolch, den er dort versteckt, in-

dem er sich auf den Andern warf, der ihn ruhig erwartete und ihm wie einem Kinde die Waffe aus der Hand riß; dann lachte er höhnisch und sagte: „Mein lieber Bruder Miltiades, Du bist mir nicht gewachsen. Ich rathe Dir, jetzt ruhig nach Hause zu gehen, Dich aber Punkt sechs Uhr in der Loge einzufinden, sonst werden gutmüthige Leute morgen Früh Deinen blutigen Leichnam irgendwo finden und in's Todtenhaus schaffen. Eduard's Gesicht wurde bei dieser Drohung aschfarben, denn er wußte, daß sie keine leere war, da solche Dinge mehr als einmal seit seiner Aufnahme in die fürchterliche Gesellschaft stattgefunden. Er versprach also zu gehorchen und sagte bei seiner Rückkehr nach Hause dem erstaunten Diener, daß er die Abreise verschoben. Um sechs Uhr klopfte er auf die verabredete Weise an den Eingang der Loge. Sein Herz zog sich ängstlich zusammen, als die schwere Thür hinter ihm verriegelt und verschlossen wurde. Aber wie viel banger ward ihm, als er sich dem rothen Tisch und den schwarz vermummten Männern gegenüber sah.

„Gib uns Rechenschaft von Deinen Thaten und Plänen“, sagte eine ernste Stimme, die des Meisters.

Eduard theilte in wenigen Worten mit, wie er die Aufträge der Gesellschaft ausgeführt.

„So weit ist es gut“, sprach wieder dieselbe

Stimme, „Du sagst uns aber nichts von Deinem Plane nach Oesterreich zu fliehen, und dort unsere Geheimnisse zu verrathen, um als Belohnung auf eine glänzende Carriere Anspruch zu machen.“

„Ich habe nie einen solchen Gedanken gehegt,“ antwortete Eduard ruhig, denn er hatte sich auf diese Anklage vorbereitet.

„Bruder Aristides“, rief jetzt der Meister, „lege unseren schweren Eid ab, und sage dann, was Du weißt.“

Bei diesen Worten reichte der Meister seinen Dolch dem Verfolger Eduards, der die Hand auf denselben legte, indem er sprach:

„Ich will wie ein toller Hund gehetzt und erschlagen werden, wenn ich nicht dieser hohen Versammlung die reine Wahrheit mittheile. Ja, ich will mir diesen Dolch selbst in das Herz stoßen, wenn ich nur mit Einem Worte von dem Gehörten abweiche.“

Nun erzählte der Mann mit der größten Genauigkeit das Gespräch, bei dem er Eduard und dessen Onkel überrascht.

„Was hast Du darauf zu erwidern, Bruder Miltiades?“ fragte jetzt der Meister.

„Daß ich Alles thun will, um der Brüderschaft meine Treue und meinen Gehorsam zu beweisen.“

„Nun, das wollen wir sehen. Auch nur auf diese Weise könntest Du das Geschehene vergessen machen.“

„Was soll ich thun?“

„Zwei Männer aus dem Wege räumen.“

„Wie heißen diese?“

„Du kennst sie Beide, der Eine heißt Graf Astolfo Carani, der Andere ist Dein Vetter Karl Runenthal.“

Eduard fuhr heftig zusammen, dann nach einer Pause sagte er: „Ich kann nicht die Hand an den Letzteren legen.“

„Dann kannst und wirst Du sterben.“

„Und was haben diese beiden Unglücklichen gethan, daß sie den Tod verdienen?“

Du weißt, daß wir Dir, der Du bis jetzt nur in die niederen Grade eingeweiht bist, keine Rechenschaft schuldig sind, wir wollen uns aber heute herablassen, Dir unsere Gründe mitzutheilen. Der Erstere hatte sich vor einem Jahre in unsere Gesellschaft einschreiben lassen, und ist, nachdem er sich einmal hier gezeigt, von uns abgesprungen, überdies hört man ihn oft nachtheilig von der Bruderschaft reden. Der Zweite aber hat den Papst, unsern Feind, mit Aufopferung seines Lebens vertheidigt, hängt demselben noch immer treu an, und schmäht bei jeder Gelegenheit über unsere Gesellschaft, die er, wie er sagt, gern ausgerottet sähe. Außerdem soll seine Ermordung auch noch Strafe und Prü-

fung für Dich sein. Eine Frist von drei Tagen ist Dir gegönnt, um diese beiden Urtheilssprüche zu vollziehen. Sind sie in dieser Zeit nicht vollbracht, so bist Du eine Leiche." Der Meister winkte Eduard seine Entlassung zu, worauf sich dieser schleunigst entfernte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Man lernt Eduard in diesem Kapitel noch auf andere Weise kennen.

Als Eduard die Loge verließ, war er viel zu erregt, um sich nach Hause zu begeben. Ihm graute vor seiner stillen Wohnung, und vor den einsamen Stunden, die er dort mit Denken zu verbringen hätte. Ihm graute zwar auch vor sich, und vor Allen denen, die ihm begegneten, aber seiner eigenen Gesellschaft konnte er ja nicht entgehen und da war es denn doch eine Art Erleichterung, durch die Straßen Rom's dahineilen zu können, und den Abendwind um Stirn und Locken wehen zu fühlen. Ja, es war wirklich eine Erleichterung mit den stürmischen Gedanken, die ihm das Herz abzudrücken drohten einen Wettlauf zu halten.

„Wozu", fragte er sich, „haben Dich diese Abscheulichen erkoren, die Dich schon so lange erniedrigen? Zu einem Mörder wollen sie Dich jetzt machen, und so tief bist Du doch noch nicht gesunken. Ein Mörder?

nein! Das kann und will ich nicht werden. Aber dann werden sie mich ermorden. O es muß schrecklich sein, so von rückwärts gefaßt zu werden und den kalten Stahl mehrere Male in Nacken und Rücken zu fühlen," und er blickte sich schaudernd um. Diesmal aber erblickte er Keinen, der seinen Argwohn erregt hätte. „In diesem Augenblicke verfolgt mich Niemand. Könnte ich nicht jetzt entfliehen? Ja, ich will nach Hause, mein Geld und meine wichtigen Papiere zusammenraffen und zur Eisenbahn eilen. Und er schlug den Weg zu seiner Wohnung ein; als er jedoch in sein Zimmer trat, prallte er entsetzt zurück, denn da saß Aristides vor seinem Schreibtische, und grinste ihn boshaft an. Während einer Minute sprach Keiner von ihnen, denn Eduard war anfangs viel zu bestürzt, um reden zu können und Aristides hatte dieses gänzlich vergessen über die Freude, die der Schreck des Andern ihm verursachte. Endlich ermannte sich Ersterer, und fragte scheinbar ruhig: „Ist es wieder ein Auftrag von den Herren der Loge, der mir die Ueberraschung Ihres Besuches verschafft?"

„Sie haben es errathen, es ist der Meister, der mich mit diesem Briefe zu Ihnen schickt.

Eduard ergriff mit zitternder Hand den kleinen Zettel und ohne einen Blick darauf zu werfen, fragte er, ob eine Antwort nöthig sei?

„Nein, und ich will Sie jetzt verlassen, denn

es scheint mir, daß mein Anblick Ihnen nicht ganz angenehm ist."

Nachdem der fatale Gast sich mit einem spöttischen Lächeln verbeugt, verließ er das Zimmer. Jetzt erst entfaltete Eduard das Blättchen in seiner Hand, das aber nicht die Spur von einer Schrift enthielt, was ihn jedoch keineswegs in Erstaunen setzte. Er tauchte das Papier in's Wasser und siehe da! Immer deutlicher traten zwei geschriebene Zeilen hervor; nun konnte er sie ohne Mühe lesen. Sie lauteten: „Fliehe nicht, Miltiades, wie es Deine Absicht ist, denn unser Arm würde Dich überall erreichen, sondern thue, was man Dir befohlen." Das Blatt glitt aus Eduard's zitternder Hand, und er starrte lange wie bewußtlos das Papier an, das zu seinen Füßen lag. Sein Geist aber war nicht unthätig, wie sein Körper. Ach nein, denn er ließ an Eduard's innerem Auge die Gestalten der Unglücklichen vorüberziehen, die sich wie er dem Bereiche der Schrecklichen durch die Flucht hatten entziehen wollen. Die Meisten derselben hatten jedoch schon dieses Verbrechen (wie die Logenmänner die Flucht nannten), in den verschiedensten Ländern mit dem Leben gebüßt; die Andern sollten es binnen Kurzem, denn man machte Jagd auf sie, und hatte (das wußte Eduard mit Bestimmtheit), obzwar sie sich in Amerika und Australien verborgen, doch schon ihre Spur gefunden. Ja, hier nützte die Flucht zu gar nichts. Das sagte sich auch

mit Verzweiflung der unglückliche junge Mann. „Warum habe ich mich in diese Gefahr gestürzt?“ fragte er sich mit gesteigerter Angst. Da fiel ihm ein, auf welche Weise er hinein gerathen, er hatte seine Landsleute, selbst seine Verwandten verrathen wollen, was dieselben vielleicht an den Galgen gebracht. Dieser Gedanke hatte aber damals nicht vermocht, ihn zurückzuhalten, nein, er war bei Nacht und Nebel abgereist, um ihr, von ihm abgelauschtes Geheimniß gegen eine hohe Stellung zu verkaufen. Auf diesem seinem Blutweg war er von den Abgesandten der geheimen Gesellschaft aufgefangen und zu den ihrigen gemacht worden. Jetzt sah Eduard zum ersten Male ein, daß seine Verbrechen ihn in's Unglück gestürzt.

„Ja, ja!“ sprach er dumpf vor sich hin. „Die Sünde führt nicht immer zum Glück, und ich habe mein Ziel verfehlt. Aber jetzt will ich nicht daran denken, sondern nur, wie ich mich retten kann.“ Und er überlegte lange, aber umsonst, — es fiel ihm nichts ein. Sein sonst so heller Verstand schien jetzt verdunkelt und er konnte trotz allem Grübeln sich nichts ausdenken, das ihm nur die leiseste Hoffnung auf Rettung gewährt hätte. Dabei arbeitete seine Einbildungskraft unablässig, sie schien sich mit seinen Feinden verschworen zu haben, um ihn auf grausame Weise zu quälen, indem sie ihm fürchterliche Bilder vorführte. Er sah sich im Rücken

angegriffen und von mehreren Dolchstichen zu Boden geworfen. Er hörte, wie man ihm das Wort: „Verräther!“ in die Ohren schrie und dann seinen blutigen Körper, von dem das Leben noch nicht vollkommen gewichen, bis zu einem breiten Strom schleifte, ihm dann einen schweren Stein um den Hals hing', und ihn in denselben warf; er fühlte, wie er immer tiefer sank. Ja, und er sah das Entsetzlichste, nämlich Ungeheuer, die sich auf ihn warfen, um ihn zu verschlingen. Jetzt schrie er laut auf, indem er wilde Blicke um sich warf. Dann, sich besinnend, strich er sich das von Angstschweiß triefende Haar aus der glühenden Stirn, und sprach: „Retten will und muß ich mich, aber in diesem engen Zimmer, wo meine Angst sich noch mehr steigert, und mir die Gedanken vergehen, kann ich zu keinem venünftigen Plane kommen. Ich will hinaus, in die frische Luft, dort wird mir dieses gewiß besser gelingen,“ und er ergriff seinen Hut, und näherte sich der Thür, kehrte aber wieder um, öffnete den Schreibtisch, steckte die Brieftasche, die seine Barschaft enthielt, zu sich, und suchte dann, aber umsonst, nach dem Reisepaß, den er sich in der Früh besorgt. Während er so suchte, fiel sein Auge auf einen kleinen Zettel, von unbekannter Hand, er las ihn mehrere Male maschinenmäßig durch, ohne ihn zu begreifen. Plötzlich stieß er einen furchtbaren Angstschrei aus, und stürzte mit einem Fluche aus dem Zimmer und Hause.

Auf dem Zettel aber standen die Worte: „Ihr Paß, den Sie jetzt doch nicht brauchen, ist sicheren Händen anvertraut.“

Also auch jede Möglichkeit, noch heute abzureisen, war ihm genommen, und morgen! Wer konnte wissen, ob er morgen noch zu den Lebenden gehören würde? und wenn auch, was nützte es ihm, drei Tage mehr oder weniger zu leben? Denn entrinnen konnte er unter solch einer Spionnage unmöglich. Wohl gab es ein Mittel, um sich zu retten, doch ihm schauderte vor demselben.

„Nein, nein!“ so etwas kann ich nicht thun!“ sprach er zu sich selbst, indem er eiligen Schrittes ging, wohin ihn die Füße trugen, denn er war unfähig, irgend ein Ziel in's Auge zu fassen.

„Aber ist es denn so schrecklich“, flüsterte der Böse ihm zu, „Dich mit eigener Hand von Deinen Feinden zu befreien? Und sind Astolfo und Karl es denn nicht? Der Eine hat Deine klug angelegten Berechnungen zu Schanden gemacht, indem er sich gerade heute mit Beatricen verloben mußte, und will der Andere Dir nicht Deine geliebte Therese nehmen? Und für solche Menschen willst Du Dein Leben opfern, ohne sie jedoch retten zu können, denn schonst Du sie auch, so werden andere, von der Gesellschaft gedungene Mörder, dieses doch nicht thun. Du siehst, daß sie verloren sind,

rette also, was Du retten kannst, nämlich Dich und Dein Glück."

„Glück?" lachte Eduard höhnisch, „wird denn Therese, die reine Lilie, einem Mörder die Hand reichen wollen?"

„Thor, wer wird ihr dieses sagen, wie soll sie es erfahren?"

„Nein, nein! ich kann und will nicht, denn man sagt ja, daß jede Mordthat einst ans Tageslicht kömmt, und wäre ich dann auch schon ihr Gatte, so würde sie mir doch fluchen, und das würde mich in die Hölle bringen. Oh, mir graut vor der Hölle, deshalb war es ja auch, daß ich dem Teufel nicht huldigte, als mir der Meister die gotteslästerliche Formel vorsagte, und dann — — wäre ich ja auch im Feuerpfuhl auf ewig von ihr getrennt, auf ewig —! Solch einen Gedanken ertrage ich nicht" — und er eilte immer schneller dahin, als wollte er diesen gräßlichen Vorstellungen entgehen.

Da ergriff eine Hand seinen Mantel und eine zarte Kinderstimme sprach: „Mich hungert!"

Warum drang dieses Wort, das er doch so oft mit Gleichgiltigkeit vernommen, jetzt in sein Herz? Weil es das erste Mal war, daß er seinen bösen Gedanken und Trieben Einhalt gethan. Nun blickte er mitleidig auf das kleine Wesen, das flehend vor ihm stand.

„Du sagst, daß Dich hungert, da!“ und er drückte mehrere Goldstücke in die Hand des Knaben, dessen ausdrucksvolle blaue Augen ihn lebhaft an sein früh verblichenes Brüderchen erinnerten. „Wie heißt Du?“ fragte er mild.

„Pietro!“

Auch der verstorbene Bruder hatte Peter geheißen. Dieser Gedanke entpreßte Eduard einen Seufzer. Der Knabe aber rief mit seiner süßen Kinderstimme den Segen Gottes auf den Wohlthäter herab und fügte hinzu, daß es nun der kranken Mutter an nichts mehr gebrechen würde. Das Wort Mutter, erinnerte Eduard an die seinige, die er einst so heiß geliebt und er sprach zu dem Knaben, indem er seine Hand auf dessen Haupt legte: „Bitte Deine Mutter, für einen Unglücklichen wie ich, zu beten. Dann eilte er weiter, doch mit viel milderen Gefühlen als vorhin.

Jetzt fragte er sich: „Kann ich denn nicht, wenn auch nicht mein Leben, so doch, was bei weitem glücklicher wäre, meine Seele retten? Aber vermag ich es noch! bleibt mir denn die Zeit dazu! Und was muß ich thun, um dahin zu gelangen?“

Während er noch so dachte, überschritt er eine Brücke. Da traf ein Schluchzen sein Ohr. Er blickte auf und sah bei dem Scheine der Laterne, (denn die Nacht war schon lange angebrochen), ein junges Weib, sich heftig weinend auf das Brückenge-

länder stützen. Von Mitleid bewegt, (denn jetzt war sein Herz offen für dieses Gefühl) trat er zu ihr, und fragte sie nach ihrem Kummer.

Lange verhinderte sie ihr Schmerz zu antworten. Endlich sprach sie: „Sie haben Ihn ermordet, weil er nicht länger zu ihnen gehören wollte, und dann seinen Leichnam hier in den Fluß geworfen.“ Und sie blickte schaudernd in die Tiefe hinab.

„Wer hat das gethan?“ fragte Eduard, indem sein Haar sich sträubte, denn seine Seele ahnte, von wem die Rede war.

„Vor unserer Verheiratung“, erzählte die Frau unter tausend Thränen, „gehörte Lorenzo leider einer jener schrecklichen geheimen Gesellschaften an. Er bereute aber, schied aus der Gesellschaft, versöhnte sich mit seinem Schöpfer und machte mich vor zwei Monaten zu dem glücklichsten aller Weiber. Dafür haben ihm die Unmenschen vor einer Woche hier aufgelauert, ihn ermordet und in den Fluß geworfen.“

„Wie wißt Ihr denn aber, daß sie es gewesen?“ fragte Eduard mit bebenden Lippen.

„Vor fünf Tagen gelang es, seinen Leichnam wiederzufinden“, sprach die Frau händeringend. „Tief in seinem Nacken stack ihr verabscheuungswürdiges Zeichen, der Dolch, in dem die Worte: „Abtrünniger und Verräther“ eingravirt waren. Aber Rache ihnen! Rache!“ und die Frau warf sich

ganz außer sich vor Schmerz auf die Knie, indem sie zum Himmel schrie: „Gerechter Gott, laß diese Schändlichen Deinen Zorn empfinden. Sende Deine Donnerkeulen auf die Verruchten herab, und räche so meinen Lorenzo."

„Arme, arme Frau!" und aus Eduard's Augen rollten Thränen, die ersten, die er seit vielen, vielen Jahren vergossen."

Die Frau bemerkte diese, sie milderten ihren Schmerz, und ihr Rachegeschrei löste sich in Wehmuth auf. Sie erzählte nun, wieder in Thränen ausbrechend, wie sie jeden Abend herkomme, um an der Stelle, wo ihr Gatte zum letzten Mal geathmet, für ihn zu beten.

„Ihr Erscheinen hier, meine gute Frau", sagte Eduard, indem er freundlich ihre Hand ergriff, „wird segensreich für fünf Personen werden, indem sie zwei jungen Männern, die in gleicher Gefahr wie Lorenzo schweben, das Leben rettet, und zwei tugendhaften Frauen die Schmerzen erspart, die Sie jetzt leiden. Der fünfte endlich, auf den Ihre Geschichte segensreich wirkt, ist derjenige, der ein solches Unglück zu hindern vermag. Wenn Ihnen dieses Bewußtsein Trost gewähren kann, so nehmen Sie es mit sich nach Hause. Ich aber will meine Pflicht thun, indem ich die Opfer warne", und Eduard eilte von dannen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Eduard's Bekehrung und Tod.

Wie erstaunte Astolfo Carani, als sein Diener ihn um drei Uhr Morgens mit einem ganz bestürzten Gesichte weckte.

„Was giebt es, Guglielmo, warum störst du mich?"

„O Signor Conte! es muß ein Unglück geschehen sein, denn Graf Runenthal ist im Nebenzimmer und besteht darauf, daß ich den Signor Conte sogleich wecke, da er, wie er sagt, meinem Herrn wichtige Dinge mitzutheilen hat."

„Bitte ihn herein."

Einen Augenblick später trat Eduard ein. Er verschloß sorgfältig die Thür hinter sich, damit Guglielmo, der im Nebenzimmer geblieben, nichts von dem Gespräch mit seinem Herrn vernehme. Jetzt näherte er sich diesem rasch und flüsterte ihm zu:

„Fliehen Sie, denn Sie sind in Lebensgefahr."

„Was sagen Sie?" rief Astolfo, „ich wäre — ?"

„Still um Gottes Willen, Ihr Diener ist in der Nähe, und ich traue keinem solchen mehr, nachdem der meinige, den ich durch lange Jahre für einen guten und ehrlichen Menschen gehalten, zu einer geheimen Gesellschaft gehörte und mich an diese verricth."

Bei dem Wort „geheime Gesellschaft" war der Italiener todtenbleich geworden und hatte sich pfeil-

schnell erhoben. Jetzt fragte er mit zitternder Stimme, indem er nach einigen Kleidungsstücken griff, „wollen Sie mich vor dieser warnen?"

„Ja, man will Ihnen an's Leben gehen, weil Sie die Gesellschaft verlassen und übel von ihr reden."

„Sie haben Recht, ich muß fliehen, doch vorher will ich noch zu meiner Beatrice, um von ihr Abschied zu nehmen. Mein Gott! so nahe dem Glücke sein und fliehen müssen!"

„Ihr Glück wird Ihnen deßhalb nicht entgehen, nur wird es ein wenig verzögert. Denn wenn einmal der heilige Vater wieder hier ist, so werden die Umtriebe dieser Abscheulichen aufhören müssen."

„Gott gebe es, wie aber haben Sie, großmüthiger Mann, von der Gefahr, in der ich schwebe, erfahren?" Und Astolfo drückte dankbar Eduard's Hand.

„Fragen Sie mich nicht, ich habe keine Zeit zu verlieren, sondern packen Sie rasch Ihre Kostbarkeiten zusammen, während ich an Ihrem Schreibtisch einen Brief schreibe; denn es muß auch noch ein Anderer gewarnt werden; weiß Gott, ob ich noch bis zu ihm gelangen kann; daher werde ich Sie bitten, den Brief zu besorgen."

Dies sagend, setzte sich Eduard an den Schreibtisch des Italieners, der ihm versprach, jeden seiner Aufträge besorgen zu wollen, und sich dann an die

Reisevorkehrungen machte. Als er damit fertig, war Eduard es auch mit seinem Briefe.

„Was?" fragte der Italiener erstaunt, als er diesen empfing, „ist es möglich, daß auch Ihr Vetter, der tapfere Kämpe des Papstes, einst zu diesen Abscheulichen gehörte?"

„Das war nie der Fall, aber er schwebt, obzwar aus andern Gründen, doch in derselben Gefahr wie Sie. Ich habe die Absicht, zu ihm zu gehen, um ihm Alles auseinanderzusetzen. Da aber die Nichtswürdigen, die mich zu ihrem Instrumente machen wollten, mir mißtrauen, so fürchte ich, daß sie mir irgendwo auflauern, und mich unterwegs umbringen werden; dann wäre, ohne diesen Brief, mein Vetter nicht gewarnt. Daher bitte ich Sie inständigst, denselben entweder ihm oder seinem Vater eigenhändig zu übergeben."

„Und Sie edler Mann, begeben sich für uns in diese Gefahr? Das kann ich nicht zugeben, Sie dürfen nicht mehr allein die Straßen Rom's betreten. Kommen Sie, fliehen wir zusammen."

„Niemand ist weniger edel als ich! Für Ihr Anerbieten aber danke ich, doch kann ich es nicht annehmen; da es sicherer Tod für uns Beide wäre. Uebrigens habe ich noch etwas Anderes vor. Leben Sie wohl!" Und Eduard Runenthal verließ den Italiener, um sich in das Kloster der Dominikaner zu begeben, denn er wollte, ehe er zu seinem Vetter ging, über

dessen Schicksal er jetzt ruhig sein konnte, sich mit seinem Gotte aussöhnen.

„Ich weiß ja nicht", dachte er, indem er rasch vorwärts eilte, „ob ich noch eine Stunde zu leben habe. Daher darf ich nicht einen Augenblick länger das verschieben, was ich nie hätte versäumen sollen, und was meine arme, schuldbelastete Seele noch retten kann. O Gott, gieb nicht zu, daß ich vorher sterbe; dann, nachdem der fromme Pater Johannes mir die Absolution ertheilt, und Dich mir gereicht, mein Herr und mein Gott, will ich gern den qualvollsten Tod erdulden, um nur ein wenig abbüßen zu können."

In diesem Augenblicke schien es ihm, als wenn sich Jemand hinter ihn geschlichen; er sah sich um, und stieß einen Schreckensruf aus, indem er vor Aristides floh, der schon seinen Dolch gezückt, und ihm jetzt rasch nachsetzte; denn es befand sich gerade Niemand in der Straße. Aber die Todesangst gab dem Verfolgten Flügel, so daß er noch ungefährdet die Dominikanerkirche erreichen konnte, die unfern von da lag. Jetzt war er vor der Hand gerettet, denn dahin wagte sich der Mörder nicht. Es war unterdessen halb sechs Uhr geworden, und alle Beichtstühle besetzt. Eduard erkundigte sich nach dem des berühmten Pater Johannes, denn am liebsten beichtete er bei ihm, der, wie man sich erzählte, seinen Vater, einen berüchtigten Räuberhauptmann,

durch Wort und Beispiel zur Reue gebracht, und als Missionär in Amerika viele Bekehrungen bewirkt hatte.

„Auch mir wird er helfen," dachte er „mich ich meinen guten Vorsätzen bestärken, und mir den Weg zum Himmel zeigen."

Er hatte sich auch in seinen Erwartungen von Pater Johannes nicht getäuscht, im Gegentheil, diese wurden noch bei Weitem übertroffen. O, wie glücklich trat er jetzt, wo ihm seine Sündenlast abgenommen, aus dem Beichtstuhle, wie dankbar und demüthig kniete er auf den Stufen des Altars nieder um sich mit Dem, der ihm so viel nachgelassen, zu vereinigen!

„O Herr ich bin nicht würdig, daß Du eingehest unter mein Dach," sagte er mit überströmenden Augen, und ganz zerknirschtem Herzen, denn er fühlte ja wie wahr das sei, was er aussprach: dann, als ihm Das zu Theil wurde, was uns eigentlich glücklicher als die Engel im Himmel machen sollte, (da sie, obzwar sie beständig Gott schauen, doch nie das Glück empfunden haben, sich so innig mit ihm zu verbinden) da, ja da begriff er vollkommen, was er bis jetzt versäumt und verloren, und um welch eine Seligkeit er sich so lange gebracht. Der ärgste Feind, den ich bis jetzt gehabt, war ich selbst, das sehe ich nun ein. Jetzt aber soll mich nichts mehr von dir trennen, Herr meines Le-

bens, denn, Jesus dir lebe ich, Jesus dir sterbe ich, Jesus dein bin ich, todt und lebendig.

Ich fürchte nun nichts mehr, als dir zu mißfallen. Gib nicht zu, daß ich wieder sündige, laß mich lieber sterben, als dich noch ferner beleidigen."

Auf diese Weise unterhielt er sich noch lange mit Gott, dann fiel ihm ein, daß er noch hier auf Erden eine heilige Pflicht auszuüben habe, nämlich die, noch mündlich Onkel und Vetter alle seine Falschheiten einzugestehen, und Letzteren vor der Gefahr, die ihm drohte zu warnen. Zwar hatte er alles dieses schon in dem Briefe gethan, den er Astolfo übergeben, konnte aber diesem nicht etwas Menschliches begegnen, wodurch der Brief einen Aufenthalt erlitte, oder wohl gar verloren ginge? Ja, er wollte sich aufmachen, reuig eingestehen, und um Verzeihung bitten, und dann schriftlich dasselbe mit Theresen's Vater thun, um Alles dunkle wieder klar zu machen: denn jetzt, wo seine ganze Seele in Gott aufgegangen, schwieg alle irdische Liebe, die nicht in Ihm ihren Ursprung fand. Jetzt war es einer seiner sehnlichsten Wünsche, den Vetter glücklich und mit Theresen vereinigt zu sehen.

Als er sich vor der Kirchenthür befand, blickte er um sich, um zu erspähen, ob der Mörder ihm noch auflauere. Nein! Er war nicht mehr da, wie hätte er auch gewagt, jetzt wo Kirchengänger ein- und ausgingen, noch seinen Platz zu behaupten!

Eduard schlug daher ruhig den Weg zu des Onkels Gasthause ein; dieser, wie auch Karl, kannten schon seine Verirrungen und seine Reue, denn sie hatten vor einer Stunde seinen Brief erhalten.

Jetzt empfingen sie den reuigen Sünder mit Worten der Liebe und Vergebung. Sie beredeten ihn auch, mit ihnen zu fliehen. Er aber weigerte sich standhaft, dieses zu thun, weil er wußte, daß seine Gesellschaft, ihre Gefahr erhöhen würde.

„Aber einen Brief werde ich Euch für General Sonnenberg mitgeben, den ich gleich hier schreiben will,“ fügte er hinzu, denn er mußte ja die Zeit, die seine Feinde ihm noch ließen, benützen, um zu thun was recht war; dann übergab er den lieben Verwandten die eben geschriebenen Zeilen, bat sie noch einmal um ihre Verzeihung und nahm hierauf, einen herzlichen Abschied, indem er versprach sogleich die nöthigen Schritte zu thun, um einen Paß zu erhalten, und ihnen die jetzt schon abreisten, folgen zu können.

Mit leichterem Herzen (denn er war ja allen seinen Pflichten nachgekommen) richtete er seine Schritte zur österreichischen Gesandschaft. Dort erhielt er das Gewünschte — einen neuen Reisepaß. Jetzt begann er wirklich sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß er doch noch seinen Feinden zu entrinnen vermöchte. Er warf sich nun in den ersten Miethwagen, den er fand, um schneller und sicherer

nach Hause zu gelangen. Plötzlich blieb sein Wagen stehen, denn es fiel eben ein Mann, der die fallende Sucht zu haben schien, ein paar Schritte vor demselben zusammen. Eduard sprang aus dem Wagen, und beugte sich mitleidig über den Leidenden, der von Zeit zu Zeit unter fürchterlichen Zuckungen, ein wildes Geschrei ausstieß.

„Weiß Niemand, wer dieser Unglückliche ist?“ fragte Eduard die jetzt zusammenströmende Menge.

Mehrere Stimmen antworteten mit: „Nein.“

„Nun so werde ich, wenn Jemand von Euch mir helfen will, diesen Armen in meinem Wagen in ein Krankenhaus bringen.“

Mehr als ein mitleidiges Herz half ihm, den Kranken in den Wagen heben, der sich nun langsam in Bewegung setzte, um den Leidenden nicht zu sehr anzugreifen. Dieser erholte sich allmälig, aber nicht genug um die Fragen Eduard's, der ihn in seinen Armen unterstützte, beantworten zu können. Jetzt rief Eduard dem Kutscher zu rascher zu fahren, denn ihm lag daran, den Kranken sobald als möglich an Ort und Stelle zu bringen.

Dieser aber verbarg sein Gesicht in beiden Händen, indem er klagte:

„Meine Augen schmerzen mich, Licht und Luft thut ihnen weh.“

Eduard beeilte sich Gläser und Gardinen herabzulassen, um Beides auszuschließen.

Einige Augenblicke später sah ein kleiner Knabe, den sein Weg durch eine jetzt menschenleere Straße führte, einen Wagen vorbeirollen; während er ihm nachblickte, bemerkte er, wie der Kutschenschlag von innen aufgerissen wurde, und ein Mann heraussprang, der eilig davonlief.

„Der muß etwas vergessen haben," dachte der Knabe, und setzte ruhig seinen Weg fort.

Auch der Kutscher that dieses, denn er hatte nichts von der Flucht gesehen, wohl aber einen Schrei gehört, der ihn vermuthen ließ, daß der Kranke wieder leidender sei; ein Umstand, welcher es ihm wünschenswerth machte, diesen sobald als möglich im Krankenhaus abzusetzen. Als der Wagen vor demselben hielt, sprang er rasch vom Kutschbock, um den Schlag zu öffnen, dieses war aber nicht nöthig, denn es war schon geschehen, und im Wagen lag eine Leiche, nicht die des Kranken, (dieser war verschwunden), sondern des schönen jungen Mannes, der sich desselben so freundlich angenommen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Schluß.

An einem regnerischen Septembertage stand Therese nachdenklich am Fenster, und blickte melan-

cholisch auf die Landschaft hinaus, die mit ihr zu sympathisieren schien, so trübe und farblos sah sie aus. Der Sturm der Nacht hatte viel gelbes Laub herabgeschüttelt, und damit den Boden besäet, wie um ihn vor dem Regen zu schützen, doch dieser wurde dadurch nicht geschützt, sondern nur entstellt.

„So" dachte Therese, geht es auch oft mit den Menschen, „man will Einem einen Liebesdienst erweisen, oder einen Trost geben, der so mißglückt, daß er nur Schmerz hinterläßt; das weiß ich aus Erfahrung, denn hätte Theodora bei ihrer Abreise, mir nicht so viel von einer schönen Zukunft gesprochen, die alle meine Hoffnungen erweckt, so würde ich keinen solchen Schmerz bei dem Gedanken empfinden, daß ich auf keine glückliche Zukunft, sondern nur auf eine ernste, und vielleicht gar recht traurige zu rechnen habe. Ja, so nur kann die meine sich gestalten, denn Theodora hat keine guten Nachrichten für mich, sonst würde sie längst aus Rom geschrieben haben. Sie versprach es ja so fest bei der Abreise, und wiederholte ihr Versprechen in dem einzigen Brief, den ich aus Venedig von ihr erhalten. Gutes Mümchen, du magst mir nicht schreiben, weil du gewiß nur Trauriges zu berichten hast. Aber ich kann die Ursache deines Schweigens enträthseln. Karl hat die kleine Spielgefährtin für eine Andere vergessen, die ihm vielleicht geistig mehr zusagt, ihn aber gewiß nicht lieber hat. Doch was

sag ich da! Wie kann ich von Liebe reden, wenn ich mir seine Gleichgiltigkeit vorstelle. O, mein Vater hat recht, es ist unbegreiflich und unweiblich an Jemand zu hängen, der sich nichts aus Einem macht. Aber ich will stark sein, und mich von nun an bemühen, ihn zu vergessen. Doch jetzt muß ich zu dem guten Vater, den ich, wie ich fürchte, seit einiger Zeit vernachlässige.

Als sie die Thür öffnete, stand dieser mit einem freudestrahlenden Gesichte vor ihr, indem er sprach:

„Mein Kind, ich habe Dir sehr gute Nachrichten mitzutheilen."

„Karl" stammelte sie, zitternd vor Erwartung.

„Wir haben ihn verkannt, denn er hat nie aufgehört, Dich zu lieben; lies dieses."

Und er reichte ihr einen Brief Theodoren's, den das glückliche Mädchen mit Freudenthränen benetzte. Er begann mit einem Satz, den Frauen gern gebrauchen. Sie sagte nämlich:

Lieber Onkel!

„Ich habe doch recht gehabt, Karl ist nie einen Augenblick dem Andenken Theresen's untreu geworden, das Gefühl, das er für Frau von Lincourt empfunden (die nebenbei gesagt, vor vier Monaten Baronin de Rochemerle geworden, denn sie hat Karl's Freund geheiratet), war nur eines der Freundschaft und Dankbarkeit. Ja er hat sie sogar zu

seiner Vertrauten gemacht, und ihr von seiner Liebe zu Theresen gesprochen. O wie hat man in jeder Hinsicht dem guten Karl unrecht gethan, denn das, was er an Beatricen bewundert, ist die Aehnlichkeit, die sie mit Deiner Tochter hat. Das liebliche Mädchen, die sich vor einigen Tagen mit dem Grafen Carani verlobt, hat uns Alle für sich eingenommen. Leider mußte sich ihr Verlobter gleich wieder von ihr trennen, und ist jetzt mit uns in Venedig."

„In Venedig?" wiederholte Therese verwundert, und las dann rasch weiter.

„Denn auch wir waren genöthigt Rom zu verlassen, um einer geheimen Gesellschaft, die es auf Karl's Leben abgesehen, zu entfliehen."

„Mein Gott! mein Gott!" rief hier Therese schaudernd, indem sie ihr Gesicht in den Händen verbarg.

„Närrchen," sprach der Vater lächelnd, und strich liebkosend ihre blonden Flechten. „Er ist ja nicht mehr in Rom, sondern in Venedig, wo ihm Niemand etwas anhaben kann."

„Aber auch dahin können die Bösen ihm gefolgt sein, und wer weiß, ob nicht auch in Venedig solche geheime Gesellschaften ihr Wesen treiben!" sprach das Mädchen schluchzend.

Der General aber wurde sehr ernst, und sagte in verweisendem Tone:

„Das ist nicht recht mein Kind, daß Du, in dem Augenblicke wo Gott Dir solche Beweise von Huld gibt, noch kleinmüthig und verzagt sein kannst. Der, der Dir Deinen Karl wieder gibt, wird ihn Dir auch sicherlich erhalten."

„Du hast recht, Vater, und ich sehr unrecht!" und das Mädchen trocknete ihre Augen, und fuhr mit Lesen fort.

„Leider konnte ihnen der arme Eduard nicht entgehen, der Euch, wie auch Karl'n viel Böses gethan. Er hat aber auch Alles bitter bereut, und mit großer Beschämung eingestanden. Ich schließe hier seinen Brief an Dich lieber Onkel, ein verzeihe ihm, wie wir es gethan."

‚Der Arme verlor das Leben unter dem Dolche des Mörders. Zum Glück hat er sich wie ein guter Christ, zum Tode, den er vorhersah, bereitet, und ein paar Stunden vor seiner Ermordung die heiligen Sakramente empfangen.

Mein Mann und Karl, die eine wahre Freundschaft für ihn empfunden, beweinen ihn aufrichtig, auch mich schmerzt sein Tod, denn seine Bekehrung machte ihn mir werth. Wie segensreich hätte dieser talentvolle und kluge Mensch nach derselben wirken können! aber Gottes Rathschlüsse sind unerforschlich und wir müssen uns demüthig unter denselben beugen.

Wir bleiben nur noch vierundzwanzig Stunden

hier, erholen uns dann einen Tag in Wien und sind daher in fünf Tagen in Lilienthal, und in sechs in Waldenau."

Rasch blickte hier Therese nach dem Datum, der Brief war drei Tage gegangen, also noch drei andere hatten zu verstreichen, bis sie ihn wiedersah.

O wie freudig klopfte ihr Herz, mit welchem Entzücken warf sie sich in des Vaters Arme. Auch er meinte, daß jetzt, wo seine kleine Therese endlich einmal glücklich werden sollte, ihm nichts mehr zu wünschen übrig blieb.

„Ich schäme mich wahrhaft, bester Vater, so froh sein zu können, wenn mir der gräßliche Tod des armen Eduard einfällt," sprach nun Therese. „O wie selbstsüchtig bin ich doch. Ich denke fast nur an Karl und an mein Glück."

„Danken wir Gott für dasselbe, und beten wir zugleich für den Verstorbenen. Ich werde rasch anspannen lassen; wir kommen gewiß noch zur rechten Zeit in die Stadt, um die letzte Messe im Dome zu hören."

Drei Tage später stand Karl vor Theresen, und fragte sie, ob sie ihr Schicksal einem Krüppel anvertrauen wolle. Ihre Antwort bestand darin, daß sie erröthend ihre Hand in die seinige legte. Als sie einige Augenblicke darauf mit ihm vor ihrem und seinem Vater stand, sah sie so glücklich aus, daß Letzterer Theodoren recht geben mußte,

wenn sie meinte, daß der Sohn den Frauen durch den Verlust seines Armes noch lieber und interessanter werde. Das sagte er ihr auch, als er sich allein mit ihr befand. Sie aber antwortete mit großer Lebhaftigkeit:

„Glaube ja nicht, daß es nur sein Gebrechen ist, das ihn uns werth macht. Wäre ihm dieses Unglück in einem Duelle widerfahren, so würde es vernünftigen Frauen nie einfallen, ihn deßhalb zu bewundern. Aber Jemand der im tapferen Kampfe den Arm verloren, ja für den interessieren wir uns, und das mit Recht. Doch dabei fällt mir Lucien de Raynemont ein, ist es nicht merkwürdig, daß er, ohne daß ihm dieses gelungen, noch einen Andern zum Duell hat zwingen wollen?"

„In der That, und immer aus demselben Grunde, denn auch mit seinem Freunde Theodor de Rochemerle wollte er sich aus Leidenschaft für seine Cousine schlagen."

„Ja, und diesmal war seine Eifersucht nicht ungegründet," sagte Theodora lachend, denn sie war ja so froh, daß Karl kein wärmeres Gefühl für die Französin empfunden.

„Der arme Mann," sprach ihr Gatte mitleidig, „soll seit Frau von Lincourt's Heirat ganz melancholisch geworden sein, und sich auf seine Güter zurückgezogen haben."

Sieben Monate später ward im Dome zu

St. Pölten wieder ein Graf Runenthal getraut. Die Gäste wurden aber nicht wie vor neun Jahren durch tiefe Seufzer erschreckt und zerstreut, auch gab es keine so liebliche Brautschwester, daß es die Augen von der Braut auf diese hätte lenken können; damit ist nicht gesagt, daß die Gegenwärtigen nicht schön gewesen, aber wer hätte wohl mit der bezaubernden Therese Sonnenberg wetteifern können?

So wenigstens meinten alle Anwesenden, auch Graf Stein, der deßhalb doch keinen Seufzer ausstieß, denn er dachte mit Zärtlichkeit an seine Mathilde, mit der er in sechs Wochen vor demselben Altare stehen sollte.

Jetzt aber, wo Therese am Arme ihres Gatten aus der Kirche tritt, um in den Reisewagen zu steigen, der sie mit ihm in die Schweiz bringen soll, läßt sich doch ein tiefer Seufzer hören; es ist der alte Vater, der diesen ausstößt, indem er zum Abschiede sein einziges, geliebtes Kind in die Arme schließt, und einen Kuß auf ihre reine Stirne drückt. Auch sie kann, trotz ihrem Glück, sich in diesem Augenblick nicht eines Gefühles der Wehmuth erwehren, dafür sprechen genugsam die Thränen, die in ihren langen Wimpern zittern. Ihr Gatte bemerkt sie, wie auch den Kummer des Generals und sagt daher liebevoll:

„Vater, ich bringe sie Ihnen recht bald wieder zurück.“

„Nein, bleibt so lange es Euch gefällt; nur vergeßt nicht den Vater, und schreibt ihm recht oft."

Das thaten sie auch fleißig, und er ersah aus jedem ihrer Briefe, wie unaussprechlich glücklich sie waren. Im Juni schrieb Therese aus Basel, daß sie dort zwei andere Paare kennen gelernt, die fast eben so glücklich wie sie waren, nämlich die Rochemerle's und Carani's. „Letztere haben uns zu unserer großen Freude mitgetheilt," fuhr Therese zu erzählen fort, „daß seitdem der hl. Vater wieder Rom bewohnt, die geheimen Gesellschaften verschwunden, oder wenigstens ihre Macht zu schaden verloren haben," dann fügte sie hinzu, daß sie schon nächsten Monat ihren lieben Vater zu umarmen hoffe; dieses geschah auch wirklich, was nicht allein das Glück des alten General Sonnenberg, sondern auch das aller Runenthale erhöhte.

Inhalt.

Druck von Ludwig Mayer in Wien.



